

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942**

Weltbegebenheiten [Bilder; Jüttner, Franz]

**urn:nbn:de:bsz:31-62042**

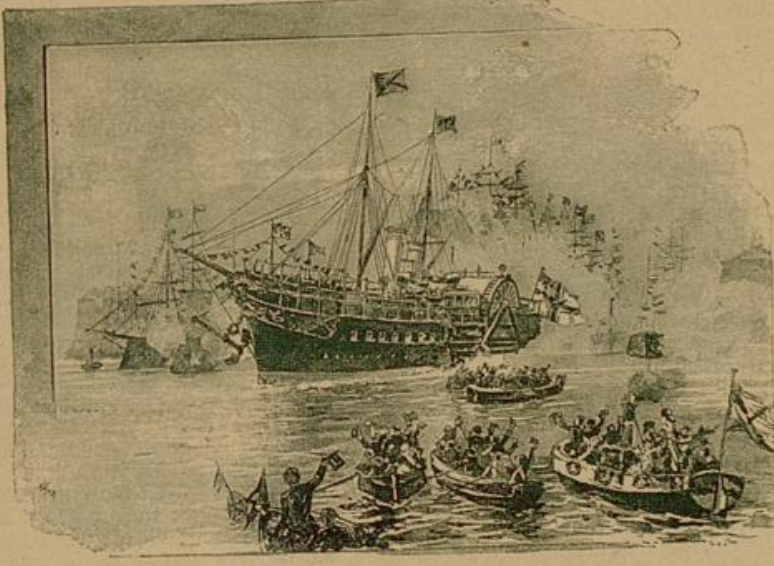
### Weltbegebenheiten.

Vom Juli 1888 bis zum Juli 1889.



Gottlob! auch im verfloffenen Jahre ist unser Vaterland der edle Friede erhalten worden, und dazu hat der junge Kaiser Wilhelm das Seinige redlich beigetragen und große Reisen zu Wasser und zu Lande nicht gescheut. Persönliche Bekanntschaft erleichtert den Verkehr und räumt oft Vorurteile und Hindernisse aus dem Wege; auch kann man in einer halben Stunde mehr sprechen als in zehn langen Briefen schreiben. Deshalb beschloß unser Kaiser, bald nach seiner Thronbesteigung seine Hauptnachbarn und Freunde zu besuchen. Zunächst sollte es nach Rußland gehen, und zwar auf dem Seewege. „Lieber Heinrich,“ rief er von Berlin seinem Bruder

Weltumsegler in Kiel zu, „ich will nach Kronstadt.“ — „Schön!“ antwortete der Seemann, „die Nacht „Hohenzollern“ soll bereit sein, und wenn's dir recht ist, so bring' ich selber dich hin.“ — „Aber wir müssen auch einige Kriegsschiffe zur Begleitung haben, des Anstands wegen, wenn auch keine Seeräuber und Vitalienbrüder auf der Ostsee ihr Unwesen treiben.“ meinte Wilhelm. „Schon recht,“ rief Heinrich zurück; „thun's ihrer zwei? oder vier? oder acht?“ und auf acht ward man denn einig; war's doch das erste Mal, daß ein deutscher Kaiser also gen Norden fuhr. Am 13. Juli 1888 begab sich Kaiser Wilhelm an Bord der Nacht „Hohenzollern“, welche sofort die Kaiserstandarte hisste; Prinz Heinrich meldete sich als Kommandant; das Begleitgeschwader lichtete die Anker und in genau vor-



Die Matrosen in den Wanten riefen im Vorbeifahren je dreimal Hurra!

zeuge vorbei, nämlich die vier ungepanzerten Kreuzerfregatten „Stein“, „Moltke“, „Gneisenau“ und „Brinz Albalbert“ und die vier Panzerkolosse „Baden“, „Bavern“, „Kaiser“ und „Friedrich der Große“; sie hatten gelagert und ihre Kanonen donnern lassen; eine frische Westbrise wehte und verscheuchte den Pulverdampf; die Matrosen in den Wanten riefen im Vorbeifahren je dreimal Hurra! vom Ufer aus winkte Prinzess Irene, Heinrichs junge Gemahlin, den Scheidenden mit dem Tüchlein einen letzten Gruß zu, und von der Torpedoflotte noch eine Strecke Wegs geleitet, glitt nun auch die „Hohenzollern“ majestätisch aus der schönen Kieler Bucht ins Baltische Meer hinaus. — Man muß wie der Sinkende schon einige Jährchen zurückdenken und sich auf unsere frühere Ohnmacht zur See bestimmen können, auf die heiße Sehnsucht nach einer deutschen Flotte, auf die Beschämung und den Grimm, als der Anfang derselben unter den Hammer kam, dann freut man sich dieser Wendung zum Bessern und unserer jetzigen Stellung im Rate der Völker erst recht.

Diese Glanzentfaltung diente übrigens nicht nur dem äußern Brunte. Abgesehen davon, daß Übungsfahrten notwendig sind, hat es auch unsern lieben Nachbarn, den biedern Russen z. B., durchaus nicht geschadet zu sehen, daß wir auch Drogenschiffe haben. Der Empfang in Kronstadt am 19. Juli war denn auch großartig. Die ehernen Schilde der Festung und der versammelten 51 russischen Kriegsschiffe donnerten ihren lauten Gruß, der Czar fuhr seinem hohen Gast eine Strecke entgegen, und die beiden mächtigen Herrscher begrüßten

einander aufs herzlichste. Daß Kaiser Wilhelm die Soldaten seines russischen Regiments in ihrer Muttersprache anredete, hat ihnen besonders wohlgethan. Und ihm gefiel es so gut dort, daß er zwei Tage zusetzte. Dann ging's wieder hinaus in die wogende See nach dem schönen Stockholm, wo er am 26. Juli anlangte und ebenfalls herzlich willkommen geheißen wurde, sowohl von dem ihm

verwandten Königshause, als auch vom schwedischen Volke. Inzwischen ward ihm am 27. Juli daheim der fünfte Sohn geboren — Gott segne die jungen Prinzen und ihre hohen Eltern! — Am 30. Juli traf die kaiserliche Flotte in Kopenhagen ein. Wenn man bedenkt, daß viele wadere Dänen uns noch immer wegen Schleswig-Volsteins grollen, so darf man mit dem Empfange vonseiten des Königs und des anständigen Teiles der Bevölkerung wohl zufrieden sein.

Großer Veltotatender für 1890.

so wieder, rief der hinein: Ober: gedulden die Zeit,

elche das ch leisten te gewisse e wie bei mer nennt id Platon n gottge- r Griechen wohl mit nannte es, weil sein Speifen angenehm, oder er Plutarch le, welche en, einen bildenden und ihm Wohlge- nach dem it es über- der Eugel, wessel dem unsere Voy- sogar die von einem is durch- n Himmel esprochenen im wirk- lten öfter um heilige der Edda- die Götter öcken durch la hervor- Orientalen nsehen des mehrfach i mit Salz hütten an- enburgische iburgischen ne Stunde, eben Jahr terreichisch- nach dem uten. Bei des Salzes ie vererbte, arer Besitz id welches, enden der saß stehen er Penaten

Am 1. August traf der Kaiser wohlbehalten wieder in Kiel ein und beehrte, ehe er sich nach Berlin begab, den Fürsten Bismarck durch einen Besuch. Daß die beiden einander so gut verstehen, thut dem Hintenden und vielen Millionen seiner Landsleute besonders wohl. Bereits Ende August machte König Christian von Dänemark unserem Kaiser seinen Gegenbesuch. Die Freundschaft dieser beiden Herrscher wird sich bald sogar in Verwandtschaft verwandeln. Nämlich Georg I., seit 1863 König von Griechenland, ist von Geburt ein dänischer Prinz, und am 3. September hat sich sein ältester Sohn, Kronprinz Konstantin, mit Prinzessin Sophie, der Schwester unseres Kaisers, verlobt, die seitdem wacker Griechisch lernt. „Geschicht dir schon recht,“ sagte ihr Bruder Wilhelm eines Tags scherzend zu ihr; „früher hast du mich und Heinrich oft ausgelacht, wenn wir über der griechischen Grammatik schwitzten; jetzt mußt du selbst daran.“

In rastloser Thätigkeit erledigte der Kaiser nicht nur fortwährend die laufenden Regierungsgeschäfte, sondern wohnte einer Truppenübung nach der andern bei. Besonders zufriedenstellend fielen die großen Kaisermandöver aus. Dann folgte nach der großen Meerfahrt eine große Landreise. Nachdem er am 25. September mit dem Fürsten zur Lippe bei Detmold gejagt hatte, traf er am 27. in Stuttgart, am 1. Oktober in München, am 3. in Wien ein, überall glänzend und mit Begeisterung empfangen. Darauf zog er über die Alpen nach Italien, aber nicht, wie so oft die früheren deutschen Kaiser, zu blutigem Kampfe, sondern als hochwillkommener Gast und Bundesgenosse. Waren die Festlichkeiten in der Hauptstadt des schönen Landes großartig, so sollen sie in dem reizenden Neapel womöglich noch übertroffen worden sein. Ubrigens ist unser Wilhelm nicht in Rom gewesen, ohne

den Papst zu sehen. Am 21. Oktober kam er wieder in Potsdam an — und schon am 29. verberlichte er in Hamburg die Feier des Zollanschlusses dieser alten Hansestadt durch seine Gegenwart; am 31. legte er, vereint mit König Albert von Sachsen, den Grundstein zum Reichsgerichtspalast in Leipzig. Im November empfing er den Besuch des Thronfolgers von Rußland in Berlin. Seine Erholung suchte er hin und wieder auf der Jagd, und als bei einem Treibjagen in der Gohrde sein lieber Bruder Heinrich ein sehr kleines Wildschwein erlegt hatte, meinte der Kaiser scherzhaft: „Na, das kannst du dir an die Uhrkette hängen!“ Im November ging er nach Schlessien, und dort wurde ihm zu Breslau von 10000 Arbeitern ein großartiger Fadelzug dargebracht. Einmütig wirkten dabei die Mitglieder

der evangelischen und katholischen Vereine zusammen; sie hatten erkannt, daß des jungen Kaisers Herz warm für die Armen und Geringen schlägt, und daß er mit Gottes Hilfe fortzusetzen gedenkt, was sein Großvater Wilhelm I. zu ihrem Heile begonnen hat. Im Dezember war er in Pommern, im Januar zu Bieleburg und feierte am 27. zum erstenmal seinen Geburtstag als Kaiser. Daß dabei viele Millionen, soweit die deutsche Zunge klingt, wacker mitgefeiert haben, versteht sich von selbst; hatten wir doch etwas nachzuholen, da das ganze Jahr 1888 ohne Kaisergeburtstag vorübergegangen war. Aber am besten hat's vielleicht ein schlauer Postillon in Berlin gemacht und seinem Herrn und Kaiser zum 30. Geburtstage Glück gewünscht, ohne ein Wort dabei zu sprechen. Nämlich in aller Frühe



Der Kaiser beehrte, ehe er sich nach Berlin begab, den Fürsten Bismarck durch einen Besuch.

des 27. hielt er vor dem Schlosse und blies ohne viel falsche Töne vernehmlich zu den Fenstern hinauf: „Sahier dreißig Jahre bist du alt!“

Die Volksmenge, die sich alsbald ansammelte, begriff's und lachte; Wilhelm II. verstand es auch und nahm's gnädig auf, denn zwei Tage später ließ er den Koffelentker vor sich kommen. Freilich fragte er zuerst streng: „Haben Sie auch am Sonntagedadurch nichts im Dienste veräumt?“ Denn „im Dienst“ versteht man in Preußen nun einmal keinen Spaß, wie sich sogleich noch zeigen wird. Doch als der ehrliche Berliner sich zu dem halben Geständnis bequeme:

„Hab' ich allens wieder ingeholt, Majestät!“ da lächelte der Kaiser und entließ ihn freundlich, indem er ihm einen Hundertmarkschein mit auf den Weg gab. Und das war dem Künstler auf dem Posthorn wohl zu gönnen, denn daheim fand er einen andern Zettel des Inhalts vor, daß er „wegen Abgabe von außerdienstlichen Signalen im Dienst“ in eine Ord-

nungsstrafe von 3 Mark genommen sei. — St. Stephan hält alle seine Jünger in strammer Zucht!

Am 8. März feierte Moltke sein 70jähriges Dienstjubiläum, wozu ihm der Kaiser überaus herzlich Glück wünschte. Als auch in diesem Frühjahr Posen und Umgegend wieder von einer Überschwemmung heimgesucht wurde, eilte der Kaiser persönlich hin und suchte die augenblickliche Not zu lindern und zukünftigen Gefahren vorzubeugen. Am 14. April besuchte er den Großherzog von Oldenburg und begleitete dann von Wilhelmshaven aus ein nach Samoa bestimmtes Kriegsschiff eine Strecke weit hinaus in die See.

Im Herbst 1888 mußten Neuwahlen für den preussischen Landtag stattfinden. Die Vorbereitungen dazu gerieten zeitig in Fluß und wurden von den verschiede-

nen Bar  
male M  
für fünf  
Mitter  
eine Bon  
schau“:  
Kronprin  
deutsch-fr  
Zubalt  
jedemfall  
für weit  
oder stell  
gerissen?  
erhien  
unserem  
landslieb  
frevelhaf  
die Tage  
grollen  
Eingabe  
verfahren  
stücke.  
lehrter“  
der Han  
hastet, u  
haben, i  
mündige  
der Herr  
gerichte  
eine bö  
nachweis  
dern an  
Bewußt  
lichkeit  
habe ihr  
wollen h  
die uner  
legenhei  
Schader  
Das g  
verdient  
nards  
sen S  
einer D  
ebenheit  
Ihorbe  
malmt.  
eiferner  
lichen S  
lange i  
Auf  
ber hat  
lib; si  
Verstär  
der De  
Nation  
geordne  
wir sp  
Zeit n  
an der  
persönl  
königlic  
rede er  
Stelle  
Grenze  
den gl  
sich au

nen Parteien umso eifriger betrieben, als zum erstenmale Abgeordnete nicht für drei, sondern für volle fünf Jahre gewählt werden sollten.

Mitten in diese Bewegung hinein fuhr plötzlich wie eine Bombe eine Veröffentlichung der „Deutschen Rundschau“: Auszüge aus dem Tagebuche, welches der deutsche Kronprinz und spätere Kaiser Friedrich während des deutsch-französischen Krieges geführt hat. Auf den Inhalt wollen wir hier nicht weiter eingehen; er war jedenfalls von dem edlen, vielbelagten Verfasser nicht für weitere Kreise bestimmt. Ist alles echt? ist es ganz oder stellenweise gefälscht und aus dem Zusammenhange gerissen? so fragte man sich erstaunt; denn manches erschien geeignet, Verstimmung und Mißtrauen in unserem jungen Deutschen Reiche hervorzurufen. Vaterlandsliebende Männer bedauerten schmerzlich dieses frevelhafte Herabbarren des hingeschiedenen Dulders in die Tagesfragen und in den Wahlkampf. Wie Donnerrollen äußerte sich Bismarcks gerechter Zorn in seiner Eingabe an den Kaiser wegen Einleitung des Strafverfahrens gegen den Einsender jener Tagebuchbruststücke. Als solcher stellte sich — „je gelehrter, desto verkehrter“, sagt der Bauer — ein alter deutscher Professor, der Hamburger Dr. Gessien, heraus. Er wurde verhaftet, und sein eigener Sohn soll den Antrag gestellt haben, ihn als unzurechnungsfähig zu entmündigen. Das ist nun zwar nicht geschehen, der Herr Professor auch schließlich vom Reichsgerichte nicht verurteilt worden, weil man ihm eine böse Absicht nicht nachweisen konnte, sondern annahm, das volle Bewußtsein der Schädlichkeit seines Treibens habe ihm gefehlt. Wir wollen hoffen, daß damit die unerquickliche Angelegenheit ohne weiteren Schaden abgethan ist. Das gewaltige wohlverdiente Ansehen Bismarcks gleicht dem großen Schwungrade an einer Dampfmaschine, welches alle Störungen und Unebenheiten des Laufs ausgleicht und die Hindernisse der Thorheit und Bosheit zur Seite schleudert oder zermalmt. So leicht wagt sich keiner ungestraft an den eisernen Kanzler. Möge Gott ihn seinem jungen kaiserlichen Herrn und dem ganzen deutschen Volke noch recht lange in voller Kraft und Frische erhalten!

Auf die preussischen Landtagswahlen vom 30. Oktober hat der Zwischenfall keinen merkbaren Einfluß geübt; sie fielen günstig aus und ergaben eine mächtige Verstärkung der sogenannten Kartellparteien auf Kosten der Deutschfreisinnigen und zum besondern Vorteil der Nationalliberalen. Doch was das neue Haus der Abgeordneten in seinem ersten Jahre geleistet hat, wollen wir später berichten; zunächst ist, dem Range und der Zeit nach, der

Deutsche Reichstag

an der Reihe. Derselbe wurde recht feierlich vom Kaiser persönlich am 22. November im Weißen Saale des königlichen Schlosses zu Berlin mit einer großen Thronrede eröffnet. Da aus solchen Munde und an solcher Stelle jedes Wort von Bedeutung ist und über die Grenzen des eigenen Landes hinaus von vielen Tausenden gleichsam auf die Goldwaage gelegt wird, so darf sich auch ein guter Redner selbst bei sorgfältiger Vor-

bereitung nicht der Eingebung des Augenblicks überlassen. Es ist Brauch, daß die Thronrede vorher niedergeschrieben und dann abgelesen wird. Aber dieses that der junge Kaiser so lebendig und ungezwungen, daß es fast den Eindruck machte, als spreche er frei. Nachdem er die „geehrten Herren“ begrüßt und willkommen geheißen, fuhr er fort: „Auf Meinen Reiten, welche Mich in verschiedene Teile des Reichs geführt haben, sind Mir überall, sowohl vonseiten Meiner hohen Bundesgenossen wie der Bevölkerung, die Beweise entgegengetreten, daß die Fürsten und die Völker Deutschlands dem Reich und seinen Einrichtungen mit rüchhaltigem Vertrauen anhängen und in ihrer Einigkeit die Bürgschaft ihrer Sicherheit finden.“ Dann berührte er den Anschluß der Hansestädte Hamburg und Bremen an den Zollverband, die Revision des Handelsvertrags mit der Schweiz, den Haushalt für das nächste Rechnungsjahr, die Anzeichen eines Aufschwungs auf verschiedenen Gebieten der wirtschaftlichen Thätigkeit, Gesetzeswürfe über Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften, Änderungen der Krankenversicherung und mit besonderer Wärme die Weiterführung und den Ausbau der von seinem Großvater begonnenen sozialpolitischen Gesetzgebung. Alle Arbeiter sollten gegen die Gefahren des Alters und der Invalidität ver-

sichert werden; die Schwierigkeiten seien groß, aber mit Gottes Hilfe nicht unüberwindlich. Noch erwähnte er die nächsten Aufgaben in Ostafrika, nämlich die Unterdrückung des Sklavenhandels, betonte unsere friedlichen Beziehungen zu allen fremden Regierungen und schloß mit dem Ausdruck der Hoffnung, es werde gelingen, Europa den Frieden zu erhalten.

Man sieht, den Reichsboten war eine große Arbeitslast in Aussicht gestellt, die sie wader angegriffen haben. Wir richten hier zunächst den Blick auf unsere jungen Kolonien. Kein Meister fällt vom Himmel, und jeder muß Lehrgeld zahlen, so ist es kein Wunder, daß auch wir auf diesem uns noch neuen Gebiete durch eigene und fremde Schuld hie und da unliebame Erfahrungen machen. Das ist dann Wasser auf die Mühle der Gegner, der Deutschfreisinnigen und Genossen; fast sollte man meinen, sie freuten sich über unseren eigenen Schaden, bloß weil sie achselzuckend ausrufen können: „Da seht ihr's! Haben wir nicht recht gehabt? So viel Geld hineingesteckt auf Nimmerwiedersehen, soviel junge Menschenleben verloren, und noch nichts verdient, nichts erreicht!“ Aber der deutsche Michel ist zäh; er weiß, daß John Bull und Mynbeer ihre schönen ausländischen Besitzungen auch nicht ganz ohne Opfer errungen haben, und gedenkt sich durch einige Mißerfolge nicht gleich abschrecken zu lassen.

An der Küste Ostafrikas hausen neben den Negern auch eingewanderte Juder und Araber, welche den Handel meist in Händen haben und auch schwarze Menschenware nicht verschmähen neben dem weißen Elfenbein. Ein großer Teil dieser Küste sieht unter dem Sultan von Sansibar. Dieser hatte, ohne seine Landeshoheit abzugeben, der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft be-



Bagamoyo und andere Küstenorte wurden in Brand geschossen.

nnen; warm er mit swater Dezen- artstag it die erstekt en, da rüber- it ein Herrt t, ohne Früde r dem ohne nehm- inauf; ahre ich als- griff's N. ver- abim's i Tage Hoffe- nmen. zuerst e auch nichts umt?“ versteht in ein- die sich wird. e Ver- halben nte: wieder “ da e und ch, in- undert- uf den es war n Post- a, denn andern or, daß e von igitalen : Ord- — St. ncht! Dienst- h Glück en und heimge- s suchte en Ge- er den in von Kriegs- n preu- n dazu schiede-

deutende Rechte, Zollerhebung u. s. w. verpachtet. Bei der Übernahme der Verwaltung im September mögen einige deutsche Beamten etwas zu stramm und schneidig vorgegangen sein; so wurde nicht nur die Flagge der Gesellschaft gehißt, sondern die des Sultans entfernt. Es brachen Unruhen aus, und nach und nach geriet das ganze Küstengebiet in Aufruhr, der von den Sklavenhändlern geschürt wurde. Die Stationen der Gesellschaft wurden angegriffen und zerstört, mehrere ihrer Bewohner getötet, während andere sich nach Sansibar retteten, und Missionare gefangen weggeschleppt. Drei deutsche Kriegsschiffe griffen tapfer ein; Bagamoyo und andere Küstenorte wurden in Brand geschossen, hin und wieder auch Truppen gelandet, aber trotz aller Tapferkeit des kleinen Häufleins blieb zunächst die Mehrzahl der Hafensplätze im Besitz der Aufständischen. Bismarck verhehlte in seiner besonnenen Weise der Gesellschaft nicht, daß sie Fehler gemacht habe, warf jedoch deshalb die Blüte nicht ins Korn. Im Gegenteil, er setzte sich mit England und Italien, die auch dort zu thun haben, in Verbindung, um jene Küste zu beruhigen und durch eine gemeinsame strenge Blockade vom 2. Dezember ab die Einfuhr von Waffen und die Ausfuhr von Sklaven zu verhindern. Dabei kam ihm, was selten geschieht, sein alter Gegner Windthorst zu Hilfe. Denn derselbe brachte am 13. Dezember im Reichstage einen Antrag gegen den Regierhandel und die Sklaverei ein und erklärte, der Reichskanzler befinde sich mit seinen Maßnahmen auf dem allein richtigen Wege. Dagegen sprach Bamberger gegen den Antrag sprach, wurde dervielbe gegen die Stimmen der Sozialdemokraten und der meisten Freisinnigen angenommen. Der Staatssekretär Graf Bismarck sprach die Absicht der Regierung aus, die Marine zu entlasten und an Kolonial-Vandruppen zu denken, angeworbene Afrikaner unter deutschen Offizieren. Diesem seinem Sohn stellte Fürst Bismarck einmal in scherzhafter Weise ein höchst ehrenvolles Zeugnis des Fleißes aus. Er sagte: „Mein Sohn Herbert ist der einzige Bismarck, der ordentlich ar-



Bismarck Vater und Sohn im Reichstage.

beitet; wenn ich in meinem Leben soviel gearbeitet hätte, so wäre aus mir am Ende vielleicht auch noch etwas Ordentliches geworden.“ Nun, wir sind auch so ziemlich zufrieden und wollen uns freuen, wenn der Sohn den großen Namen fortwährend mit Ehren trägt. — Die Ostafrika-Vorlage kam nach den Weihnachtsferien am 26. Januar im Reichstage zur Verhandlung. Der zum Führer ausersehene und zum Hauptmann und Bundeskommissär ernannte Afrikaforscher Wismann gab aus eigener Anschauung Aufschluß über die Verhältnisse in Sansibar; die Gesundheitsbedingungen seien nicht gar so ungünstig; er habe acht Jahre in Afrika zugebracht und sich mit seinen Begleitern meist wohl befunden; jedenfalls sei jetzt die Hauptsache, so schnell und nachdrücklich wie möglich Hilfe zu schaffen. Bamberger war zwar so höflich, dem Voredner für seine Mitteilungen zu danken, bekämpfte dann aber natürlich nicht nur den vorliegenden Antrag, sondern die gesamte Kolonialpolitik. Und wie verfähre die Ostafrikanische Gesellschaft! Erst habe man — so las er aus irgend einem

Berichte vor — einen widerspenstigen Schwarzen windelweich geprügelt und dann zur Abwechslung ins Wasser geworfen. Da erhob sich Fürst Bismarck und rief: „Was kann ich dafür? Hab' ich etwa den Neger ins Wasser geworfen?“ Da hatte er die Lacher auf seiner Seite, bei seiner bald folgenden ersten Rede aber auch die meisten ersten und verständigen Leute. Er entkräftete die Besorgnis vor Verwicklungen mit England. „Wir sind in Sansibar wie in Samoa mit England in vollständigen Einvernehmen und fest entschlossen, dieses Einvernehmen zu erhalten. — Ich bin auch heute noch kein Kolonialmensch, aber um 2 Millionen Mark (soviel wurden nämlich zunächst gefordert) kann ich mich nicht dem großen Zuge der Nation entgegenwerfen.“ Die Vorlage wurde schließlich angenommen, und jetzt befindet sich Reichskommissar Wismann bereits in Afrika, hat auch schon einen guten Anfang gemacht, nämlich im Mai mit geringen Verlusten das Lager des Auführers Buschiri bei Bagamoyo erstickt und zerstört. Möge ihm seine schwere Aufgabe gelingen und der „dunkle Erdteil“ nach so vielen Opfern unsererseits auch zu unserem Vorteil immer mehr der Gesittung, der Arbeit, dem Handel erschlossen werden!



Hauptmann Wismann.

Da wir nun doch einmal bei den Kolonien sind und dieselben das Reich und den Reichstag angehen, so wollen wir, damit es abgethan sei, hier gleich auch von den Samoa- oder Schiffer in selb reden. Dieselben liegen im Großen Ocean und werden zu

Austra  
merken  
often v  
geboren  
bat. A  
stadt  
deutsche  
amerik  
so bedei  
schon l  
senden  
leben i  
auf de  
auch it  
Kriegs  
Rube  
beklage  
deutsch  
Den  
wir ab  
Tama  
der un  
schadel  
ständig  
schafte  
Im  
Mann  
schen  
„Oga  
den  
Eingel  
um  
Entwe  
ten.  
wurde  
von d  
unter  
Ameri  
gegriff  
der  
durch  
hat. I  
alle de  
und  
die  
selben  
richter  
Offiz  
deutsch  
Stra  
mit  
We  
nahm  
und l  
vor.  
Nach  
Sam  
ferevel  
große  
Regie  
wortl  
den  
Knap  
wegen  
samm  
immü  
schlag  
schaft

Australien gerechnet. Nun muß der geneigte Leser wohl merken: Sie gehören uns nicht, wie etwa der Nordosten von Neuguinea, sondern haben ihren eigenen eingeborenen König, der freilich nicht gar viel zu bedeuten hat. Aber auf der größten Insel, Upolu, mit der Hafenstadt Apia befindet sich sehr viel wohlangebautes Land in deutschen Händen. Daneben haben auch englische und amerikanische Staatsbürger dort Besitz, wenn auch nicht so bedeutenden, und diese, besonders die Amerikaner, blicken schon lange mit Neid und Eifersucht auf unsern wachsenden Einfluß hin. Die Regierungen der drei Reiche leben im tiefsten Frieden, aber unter ihren Angehörigen auf den fernem Südeinseln traten Reibungen ein, und auch ihre Vertreter, die Konsuln und Befehlshaber von Kriegsschiffen, haben nicht immer die wünschenswerte Ruhe und Unparteilichkeit bewahrt. So ist es zu höchst beklagenswerten Ereignissen gekommen und viel edles deutsches Blut geflossen.

Den frühern uns feindseligen König Malietoa hatten wir abgesetzt und gefangen genommen und statt seiner Tamafese anerkannt. Gegen diesen erhob sich Mataafa, der nun natürlich mit seinen Anhängern den Deutschen schädete, wo und wie er nur konnte. Von den Aufständischen wurden beurlaubte deutsche Marinemannschaften thätlich beleidigt und deutsches Eigentum zerstört. Im Dezember 1888 wollte sich unser Konsul, von Mannschaften des deutschen Kriegsschiffes

„Olga“ begleitet, auf den Kriegsschauplatz der Eingeborenen begeben, um wo möglich eine Entwaffnung einzuleiten. Unterwegs aber wurden sie unerwartet von den Aufständischen unter Führung des Amerikaners Klein angegriffen, der sich später der gerechten Strafe durch die Flucht entzogen hat. Nun unternahmen alle drei deutschen Kriegsschiffe, „Olga“, Kreuzer „Able“ und Kanonenboot „Eber“, eine hegreiche Landung, warfen die Eingeborenen zurück und zerstörten einige Dörfer derselben. Dabei fielen leider, schon nach den ersten Nachrichten, Lieutenant Sieger und 15 Mann, und 2 andere Offiziere sowie 36 Mann wurden verwundet. Die alte deutsche Tapferkeit verleugnet sich auch am fernsten Strande nicht und ist zum Ruhme unserer braven Leute mit strenger Mannszucht gepaart.

Beckten bei uns diese Vorgänge schmerzliche Teilnahme, so riefen sie in Amerika, durch übertriebene und lägenhafte Berichte entstellt, große Aufregung hervor. Man meinte, wir wollten, die Rechte der andern Mächte mißachtend, uns zu den alleinigen Herren auf Samoa machen, und einzelne Stimmen redeten schon frevelhaft von Krieg! Aber so leicht entzweien sich große, seit 100 Jahren befreundete Völker nicht. Die Regierungen sind verständiger als gewisse unverantwortliche Heißsporne aus dem Volke. Bismarck tabelte den Ueberreifer unseres sonst sehr tüchtigen Konsuls Knappe, der seinem Schöpfer wohl gedankt hat, daß wegen der ungeheuren Entfernung eine persönliche Zusammenkunft mit dem egrimmten Kanzler zunächst unmöglich war; Amerika rief seinen Konsul ab; Bismarck schlug zur Schlichtung aller Mißhelligkeiten eine freundschaftliche Konferenz in Berlin vor; Amerika und Eng-

land willigten ein, und jetzt, im Mai, sind die Abgesandten der drei Staaten schon beisammen — Gott segne ihre Studia! Vielleicht wird der alte Malietoa, der unsern Kaiser de- und wehmützig um Verzeihung bat bitten lassen, wieder als König eingesetzt.

Friede auf Erden! Bei gutem Willen von allen Seiten läßt sich manches in Ruhe und Gerechtigkeit abmachen. Wenn übrigens, wie die Gegner der Kolonialbestrebungen sagen, Samoa nichts wert ist, warum gönnen uns dann Amerikaner und Engländer nicht den Alleinbesitz? Warum lassen sie sich's so viel Geld und Mühe kosten, auch Anteil daran zu bekommen?

Noch eine andere schlimme Kunde müssen wir aus Samoa bringen. Die Elemente hassen das Gebild der Menschenhand und vernichten oft den schwachen Menschen dazu. Außer Handelsfahrzeugen und den drei schon genannten deutschen Kriegsschiffen lagen Anfangs März 1889 im Hafen zu Apia drei große amerikanische Kriegsschiffe, „Trenton“, „Mipsic“ und „Bandalia“, sowie ein englisches, „Kalliope“. Dichtliche Korallenriffe machen Ein- und Ausfahrt gefährlich. Furchtbare Stürme sind in jenen Gegenden nichts Ungewöhnliches, aber solch einer, wie in der Nacht vom 15. zum 16. März ausbrach, spottet jeder Beschreibung. Obgleich die Schiffe unter Dampf lagen und gegen die See angingen, um nicht mit ihrer vollen Wucht die Ankerketten anzustrengen, so bielten doch die Anker nicht. Eins nach dem andern ward losgerissen; willenlos taumelten sie umher, prallten zusammen und brachten einander schwere Beschädigungen bei; der „Eber“ ward aufs Riff geschleudert, überschlug sich und ging alsbald kopfüber zu Grunde; nur 4 Personen von seiner Besatzung wurden ans Land gespült, alle übrigen ertranken, 71 Mann! Nun trieb auch der „Able“ aufs Riff und blieb hoch



Die Könige Mataafa und Tamafese.

oben sitzen; Konsul Knappe, der einen Fluß hatte durchschwimmen müssen, um zur Stelle zu gelangen, beteiligte sich vom Hafenufer aus an den Rettungsarbeiten, die erst am 17. März zu Ende geführt werden konnten, nachdem auch von diesem Schiff 20 Mann den Tod in den Wellen gefunden hatten. Den Amerikanern ging's nicht besser, alle ihre Schiffe trieben auf, und wenn auch zwei später wieder abgebracht wurden, so waren sie doch schrecklich zugerichtet und hatten viele Leute verloren, nach einer Nachricht 60 Mann, nach andern Angaben sogar mehr als die Deutschen. Es ist schwer, alles genau und sicher in Erfahrung zu bringen. Die „Olga“ litt weniger, und am besten fuhr die „Kalliope“, der das Wagnis gelang, in die offene See hinauszudampfen. Auch sämtliche Handelschiffe gingen unter oder strandeten. In den folgenden Tagen wurde noch mancher schon bis zur Unkenntlichkeit entstellte Leichnam ans Land gespült.

Das war ein furchtbarer Schlag für unsere junge Seemacht, welcher sich dem Verluste des „Großen Kurfürsten“ und der „Augusta“ verhängnisvoll anreihet. Aber auf solche Unglücksfälle muß jedes seefahrende Volk gefaßt sein, wie denn auch jetzt mit uns zugleich die Amerikaner schwer betroffen worden sind. Wer nie ein Schiff verlieren will, der darf keine Flotte bauen. Ein Trost bleibt uns in diesem tiefen Leide: unsere

so bielten doch die Anker nicht. Eins nach dem andern ward losgerissen; willenlos taumelten sie umher, prallten zusammen und brachten einander schwere Beschädigungen bei; der „Eber“ ward aufs Riff geschleudert, überschlug sich und ging alsbald kopfüber zu Grunde; nur 4 Personen von seiner Besatzung wurden ans Land gespült, alle übrigen ertranken, 71 Mann! Nun trieb auch der „Able“ aufs Riff und blieb hoch

bätte, etwas ziem- reuen, kamen t. — ch den anuar blung. e und indes- rlicher An- Ber- fund- gar so re in seinen inden; tliche; mög- berger y, dem Mitten, be- natur- vorlie- samte re die t habe einem arzen achse- fürst Hab' Da seiner h die Er Eng- a mit inver- dieses Sch omal- Mart it gem dem egen- hließ- findet n be- einen ch im das ei bei stört. sfgabe dieil“ reits mehr Hau- i den eichs- hier i seln en zu

wahren Seelente haben bis zum letzten Hauche getreu ihre Pflicht gethan, und das jähe Ende, das sie nach Gottes unerforschlichem Rathschlusse gefunden, ist auch ein ruhmvoller Tod für Kaiser und Vaterland.

Und was den erheblichen äußern Schaden betrifft: noch ist Holz in unsern Forsten und Eisen in unsern Bergen, ja, und Geld in unsern Taschen und im Herzen hoffnungsvolle Kraft und Unternehmungslust; wir können neue Schiffe bauen. Und da dies auf deutschen Werften geschehen soll, so bleibt das Geld größtenteils im Lande. Hat nicht der Reichstag nachträglich noch über 100 Millionen zur Stärkung unserer Wehrkraft, besonders auch zur See, bewilligt?

Was hat er sonst noch gethan? Das Genossenschaftsgesetz und das Branntweinsteuergesetz verbessert, Zuläge zu unserm Handelsvertrag mit der Schweiz angenommen und eine Reihe von Gesetzentwürfen, die aus seiner eigenen Mitte hervorgegangen, in erster oder gar zweiter Lesung durchberaten, über Beschränkung der Frauen- und Kinderarbeit, Regelung der Sonntagsarbeit, Einführung eines Längstarbeitstages, Schaffung von Gewerbegerichten, Einführung des Befähigungsnachweises u. s. w. Seine größte Leistung aber hat er schließlich, obgleich die Tage warm und die Reichsboten müde wurden, noch glücklich unter Dach gebracht: Das Altersversorgungs- und Invalidengesetz.

Das war „wahrlich keine Kleinigkeit“ und erforderte die reiflichste und gründlichste Überlegung, nach allen Seiten hin. Handelte es sich doch um mehr als 13 Millionen Arbeiter in Fabriken, Gewerben und im landwirtschaftlichen Betrieb. Jeder von ihnen soll fortan im Falle der Erwerbsunfähigkeit oder in seinem hohen Alter nicht wie bisher meist auf die Armenpflege angewiesen, sondern zu einem kleinen Rentner gemacht werden. Natürlich nicht, wie die Witzblätter es scherzhaft in Bild und Wort dargestellt haben, daß er dann schlennen und demnen, fahren und reiten kann, das ist einfach unmöglich. Aber auch bei verständigem Maßhalten und weiser Beschränkung sind der ungeheuren Zahl wegen ungeheure Mittel erforderlich. Man hofft, sie so aufzubringen, daß die Arbeiter selbst einen Teil, die Arbeitgeber den andern beitragen und das Reich einen festen Zuschuß leistet. Aber im einzelnen gehen die Ansichten und Vorschläge noch sehr auseinander, und es läßt sich wohl begreifen, daß auch wohlwollende und weise Männer bei einer so belangreichen und weitfichtigen Angelegenheit verschiedener Meinung sind. Der Grundgedanke ist jedenfalls edel und gut, ein Ruhm für Kaiser, Kanzler und Volk. Wenn die Ausführung auch die eingeseilchten Sozialdemokraten nicht befriedigt, die maßlose Anforderungen stellen, so erscheint sie doch geeignet, verständige Arbeiter mit Dank und Freude zu erfüllen. Gott lasse das schwere Werk zum Heile unseres Vaterlandes anschlagen! — Nach manch heißer Sitzung hat der Reichstag am 24. Mai das Gesetz fertig gebracht und damit seine Arbeiten beschloffen. Mit Ja stimmten 185 Mitglieder gegen 165 mit Nein, 4 enthielten sich der Stimmabgabe und etwa ihrer 40 fehlten.

Am 15. Januar eröffnete der Kaiser persönlich den Preussischen Landtag.

Er sprach auch dabei seine Hoffnung auf Erhaltung des Friedens aus, dessen Segnungen sich auf dem wirtschaftlichen Gebiete in erfreulicher Weise zeigten. So seien im Laufe des letzten Jahrzehnts die Sparkasseneinlagen auf mehr als das Doppelte gestiegen — sie beliefen sich zur Zeit auf 2700 Millionen. Überhaupt sei die Finanzlage des Staates eine günstige. Dies führte später der Minister von Scholz weiter aus. Für

das Jahr 1887/88 habe man eine Anleihe von 40 Millionen in Aussicht genommen, dieselbe sei unnötig geworden und im Gegenteil ein Überschuf von rund 36 Millionen verblieben; für das laufende Jahr vermute man einen Überschuf von 62 Millionen Mark. Das ermöglichte auf verschiedenen Gebieten notwendige, oder doch sehr wünschenswerte Mehrausgaben. Das Anwachsen der Einnahmen führte er hauptsächlich auf die Reichsfinanzpolitik und auf die Staatsbahnpolitik zurück. Die Zölle bringen dem Reiche viel ein, so daß es den Einzelstaaten etwas Erleuchtliches herauszahlen kann. Während Preußen vor zehn Jahren 41 Millionen zu zahlen hatte und nichts empfing, zahlt es jetzt 130 Millionen, empfängt dagegen 170, bekommt also bar 40 Millionen Mark heraus. Ebenso liefern die in den Besitz des Staates übergegangenen Eisenbahnen nach der Verzinsung der Schuld und nach Abzug aller andern Ausgaben bei dem gesteigerten Verkehr zur Zeit einen hübschen Überschuf. Dafür sind dann der Bevölkerung durch Erloß oder Ermäßigung der Klassen- und Einkommensteuer, durch Überweisungen aus den landwirtschaftlichen Zöllen an die Kreise, durch Übernahme von Volksschullasten auf den Staat Erleichterungen in annähernd gleichem Betrage gewährt worden. Wenn sich die Stats- oder Haushaltsberatungen auch in die Länge zogen und dieselben mit allerlei zum Teil unangenehmen Erörterungen verquickt wurden, so gelangte man doch endlich glücklich ans Ziel.

Wir dürfen nun nicht vergessen, daß die Eisenbahnüberschüsse nicht für alle Zukunft unbedingt sicher, sondern von Handel und Wandel abhängig sind. Gott erhalt' uns Frieden und gute Zeit!

Der Landtag hat auch das jährliche Einkommen der Krone Preußens, die sogenannte Civilliste, welches schon seit geraumer Zeit für die gesteigerten Anforderungen nicht mehr hinreichte, um  $3\frac{1}{2}$  Millionen erhöht, und zwar fast einstimmig. Die Kaiserwürde allein macht große, früher nicht erforderliche Ausgaben notwendig. Der Hinkende meint nun zwar in seinen Gedanken, dazu könnten auch die übrigen deutschen Brüder ihren entprechenden Teil beitragen und sie würden es mit Freuden thun. Aber klügere oder einsichtigere Leute sagen, Preußen sei nun einmal Deutschlands Vormacht und rechne mit den andern Stämmen nicht knauserig, und da bescheidet er sich.

Die in der Wolle gefärbten Schwarzen sind verwöhnt und dreist. Am 28. Februar brachte Windthorst einen Antrag ein, der auf nichts Geringeres abzielte, als die Schule an Händen und Füßen gebunden unter die Priesterherrschaft zu stellen. Er verlangte: In das Amt eines Volksschullehrers sollen nur solche Personen berufen werden, gegen welche die kirchliche Behörde in religiös-kirchlicher Beziehung keine Einwendung gemacht hat. Und damit nicht zufrieden: Werden später solche Einwendungen gemacht, so darf der Lehrer nicht weiter den Religionsunterricht erteilen. Also der arme Schullehrer sollte zeit lebens dem Herrn Pastor ängstlich nach den Augen sehen müssen! Aber allzuscharf macht schwarzig. Selbst der vielverschrieene Stöcker trat in einer glänzenden Rede gegen diese ungemessenen Ansprüche auf und für die Rechte des Staates ein, der doch noch kein heidnischer sei. Der Unterrichtsminister war natürlich auch auf seinem Posten und hob mit Recht hervor, daß in der preussischen Volksschule der Religionsunterricht gewiß nicht vernachlässigt werde. So wurde denn der Antrag mit großer Mehrheit abgelehnt.

Son  
lande z  
wurde  
Feuersl  
äscherte  
Gesamt  
tionen

Im  
tigkeit  
Arbeits  
berufen  
dort in  
Klinge  
nen.

Wahdi  
armen  
samt  
Zeitun  
Sam.

aber t  
Israel  
Israel  
wenn  
Hau,  
Nun,  
doch e

Berech  
teuer  
herab  
willig  
die m

der G  
Kunst  
Dreit  
gut u  
ander

Sorg  
das  
mögl  
Das  
als d

In  
die u  
lien  
Gall

250  
hinte  
auf e

bat  
Unfu  
Und

der  
Bist  
mit

betar  
war,  
sten:

5 V  
Mei  
Se

Tau  
Tau  
A  
von  
Soll  
A  
187

Sonst ist auch noch allerlei aus dem lieben Vaterlande zu berichten, Frohes und Trauriges. Im Oktober wurde die heilige Stadt Hünfeld durch eine große Feuersbrunst heimgesucht, welche 200 Gebäude einäscherte, 1500 Personen obdachlos machte und einen Gesamtschaden von mehr als 2 Millionen Markt anrichtete.

Im November erlebte deutsche Thätigkeit die Genugthuung, daß deutsche Arbeiter aus Solingen nach England berufen wurden, um ihre Genossen dort in der Herstellung brauchbarer Klinge für Hieb und Stoß anzulernen. Denn im Kampfe gegen den Mahdi hatten sich die Bajonette der armen englischen Soldaten als biegsam herausgestellt. Eine englische Zeitung führte dabei wehmütig 1. Sam. 13, 19—20 an: „Es ward aber kein Schmied im ganzen Lande Israel erfunden. Und mußte ganz Israel hinabziehen zu den Philistern, wenn jemand hatte eine Pflugschar, Haue, Beil oder Senze zu schärfen.“

Nun, so schlimm ist's eben nicht, aber für uns Deutsche doch ehrenvoll. Zupft euch an der Nase, ihr blinden Verehrer alles Fremden, die nur das gerne loben und teuer bezahlen, was „weit her“ ist! Wir wollen kein Volk herabsetzen und eines jeden Leistungen und Vorzüge willig anerkennen, aber soviel dürfen wir Kühn behaupten, die meisten Erzeugnisse der Gewerbe und des Kunstfleißes werden in Deutschland gerade so gut und einige besser als anderwärts hergestellt. Sorge also jeder, daß das Geld so viel wie möglich im Lande bleibt. Das Hemd ist uns näher als der Rod.

Im Dezember starb die ungeheuer reiche italienische Herzogin von Galliera. Sie soll etwa 250 Millionen Franken hinterlassen haben — auf ein halb Pfund Tabak kommt es bei solchen Unsummen nicht an. Und davon vermachte sie der Kaiserin Friedrich, Viktoria von England, mit der sie persönlich bekannt und befreundet war, einen hübschen Posten; man spricht von 5 Millionen und einer Menge der kostbarsten Schmucksachen. Wo Tauben sind, da fliegen Tauben zu.

Am 11. Januar verlobte sich Prinz Friedrich Leopold von Preußen mit der Prinzess Luise von Schleswig-Holstein, der Schwester der deutschen Kaiserin.

Am 18. Januar starb der an der Spitze der deutschen Admiralität stehende Graf von Monts. Im Jahre 1878 war er Kommandeur des Panzerschiffes „Der

Große Kurfürst“, als dasselbe dicht bei der englischen Küste vom „König Wilhelm“ in den Grund geholt wurde und mit so vielen braven Männern versank. Damals dem nahe drohenden Tode wie durch ein Wunder entgangen, mußte er jetzt, noch nicht 57 Jahre alt, auf dem festen Lande dem Seisenmann erliegen, der auf die Dauer keinen verschont. Als Nachfolger wurde Admiral Freiherr von der Goltz berufen, der für dieses verantwortungsvolle und schwierige Amt nicht nur eine große seemannische Befähigung, sondern auch die durch seine seitherige Laufbahn erworbenen nötigen Erfahrungen besitzt.



Admiral Freiherr von der Goltz.

Im Februar lief eine auffallende Nachricht durch die Blätter: Prinz Alexander von Vattenberg, einft der tapferere Beherrscher der Bulgaren, entsagte freiwillig seiner hohen Stellung und allen glänzenden Zukunftsplänen, nannte sich bescheiden Graf Hartenau und vermählte sich — nicht mit einer Kaiserin — sondern mit der schönen und liebenswürdigen Sängerin

Johanna Loisinger, mit welcher er fortan zu Graz in Steiermark leben will. Vielleicht hat er weise gehandelt, denn daß das Glück nicht immer auf und dicht neben dem Throne wohnt, wissen wir längst und werden es auch im Verlaufe dieser Berichte leider wieder sehen. Der Hinfende wenigstens, der immer etwas für den wackern Degen

übrig gehabt hat, wünscht ihm aufrichtig alles Gute. Und wenn, was Gott verhüten wolle, einmal der große Krieg ausbricht, so bleibt Alexander schwerlich daheim, und er kann als Graf seine Leute ebenso gut zum Siege führen wie als Fürst.

In demselben Monate traf zu Berlin eine glänzende marokkanische Gesandtschaft ein, an deren Spitze ein rechter Schwager des Sultans stand. Sie überbrachte reiche Geschenke, darunter eine Anzahl edler Verberhengste von verschiedenster Farbe, schwarz, falb, braun und weiß. Zum Gegengeschenk bestimmte unser Kaiser riesige Trateberrappen. Er nahm überhaupt, wie sich von selbst versteht, die Gesandtschaft sehr freundlich



In demselben Monate traf zu Berlin eine glänzende marokkanische Gesandtschaft ein.

auf und ließ sie glänzend bewirten. Das alles machte bei unsern lieben Nachbarn, den Herren Franzosen, natürlich wieder böses Blut. Sie argwöhnten, das sei nur der Anfang, die Einleitung; wir wollten auch in Nordwestafrika festen Fuß fassen, uns einen Hafen abtreten lassen und dergleichen mehr, woran Bismarck nicht im Traume denkt.

on 40  
mötig  
r rund  
r ver-  
Markt.  
endige,  
Das  
ch auf  
ndahn-  
ein,  
eraus-  
fahren  
zählt  
kommt  
ern die  
bahnen  
r aller  
er Zeit  
r Be-  
lassen-  
s den  
Über-  
leichte-  
orden.  
auch  
Teil  
so ge-  
bahn-  
ficher,  
Gott  
en der  
schon  
ungen  
und  
macht  
endig.  
n, da-  
ihren  
s mit  
eute  
macht  
uferig,  
wöhnt  
einen  
als die  
er die  
n das  
ionen  
de in  
macht  
solche  
weiter  
Schul-  
nach  
partig.  
glän-  
e auf  
h kein  
ürlich  
e, daß  
erricht  
n der



Damit kämen wir aber ihnen in die Quere. Denn sie selbst, nicht zufrieden mit Algerien und Tunis, werfen schon längst auch auf Marokko gierige Blicke und nennen es „ein Reich im Zerfall“; das ist wieder den Spaniern nicht recht, die sich als die nächsten Erben betrachten; dann will auch England nicht leer ausgehen. Aber auch dieser „kranke Mann“ ist noch nicht tot.

Am 20. März wurde dem Prinzen Heinrich in Kiel der erste Sohn geboren und am 5. Mai in Gegenwart der kaiserlichen Majestäten getauft. Im April trat der Kriegsminister Bronsart von Schellendorf zurück und an seine Stelle der seitherige Gouverneur von Straßburg Verdy du Vernois. Französische Namen, aber deutsche Männer!

Am 30. April wurde in Berlin eine eigentümliche Ausstellung eröffnet, die vielleicht nicht so glänzend ist als manche andere, aber edlen Zwecken dient, nämlich eine Ausstellung der Erfindungen und Einrichtungen, wodurch man Unfälle zu verhüten sucht beim Betriebe aller möglichen Gewerbe, auch der Bergwerke. Wenn wir auch niemals diese Erde schon zum Himmel machen und alles Elend wegschaffen können, so läßt es sich doch lindern und verringern, und zu keiner Zeit ist man eifriger darauf aus gewesen als in der Gegenwart. Aber vielen geht's noch nicht rasch genug; einige sind überhaupt nie zufriedenzustellen. Während jene Ausstellung zum Besten der Arbeiter Anregung und Belehrung zu geben suchte, während der Reichstag das wichtige Gesetz über die Alters- und Invalidenversicherung verriet, nahm plötzlich eine große Anzahl schwerarbeitender Männer die Verbesserung ihrer Lage auf dem Zwangswege selbst in die Hand.

Streik ist ein englisches Wort, hängt mit unserem „Streich“ zusammen und bedeutet auch manchmal einen schlimmen Streich, nämlich die gleichzeitige Arbeitseinstellung recht vieler Augenblicklich schwer oder gar nicht zu entbehrender Leute zur Erzwingung besserer Bedingungen, als da sind: freundlichere Behandlung, kürzere Arbeitszeit und höherer Lohn.

Unser liebes Vaterland besitzt nebst vielen andern Gottesgaben hier und da auch große unterirdische Vorräte der „schwarzen Diamanten“, der Steinkohlen, die in dieser Zeit der Eisenbahnen und Dampfmaschinen fast so notwendig sind wie das tägliche Brot. So werden ihrer auch im Ruhrgebiet, bei Dortmund, Gelsenkirchen, Bochum, Essen tagtäglich viele tausend Zentner zutage gefördert. Dort brach nun am 4. Mai ein großer Streik aus; anfangs feierten 39 000 Bergleute, dann 50 000, dann 70 000, die Zahl wuchs erschreckend. Die Kohlenpreise stiegen rasend, viele Abnehmer gerieten in Verlegenheit, große Leute, wie Krupp, suchten ihren Bedarf aus England und Belgien zu decken, kleinere Fabriken mußten ihren Betrieb beschränken, wenn nicht gar einstellen, und so wären zu den freiwillig Feiernden bald noch viele Unschuldige hinzugekommen, die lieber gearbeitet hätten. Welche Summe von Verwirrung, Schaden, Elend und Not! Zur Aufrechterhaltung der Ordnung wurde sofort Militär hingeschickt, das in Einzelfällen von der Waffe Gebrauch machen mußte. Im allgemeinen kann man jedoch den Bergleuten Ruhe

und Besonnenheit nachrühmen. Sie setzten ihr Vertrauen auf den Kaiser, und dieser täuschte dasjelbe nicht; sein Ohr steht allezeit den Klagen der geringsten Unterthanen offen. Am 14. Mai empfing er als Vorgesprecher ihrer Genossen drei schlichte Bergleute. Er verbelebte ihnen sein Bedauern nicht, daß sie die Arbeit niedergelegt hätten, ohne, wie recht und billig, 14 Tage vorher zu kündigen; er warnte sie ernstlich vor den Sozialdemokraten, verbieth aber, ihre Beschwerden gründlich untersuchen zu lassen. Das wirkte. Sie besprachen sich noch mit einigen Reichstagsmitgliedern und kehrten dann in die Heimat zurück, wo, wenn auch mit Schwierigkeiten, eine Einigung zwischen Grubenbesitzern und Bergleuten zustande kam.

Aber inzwischen war der Tanz auch anderwärts losgegangen, in Schlesien, im Würtemberg bei Nachen, im Königreich Sachsen, ja auch im Saargebiet, obgleich dort die meisten Gruben dem Staate gehören und, soviel der Hinkende weiß, musterhaft verwaltet werden. So benahmen sich denn auch dort die Bergleute, von der plötzlichen Arbeitseinstellung abgesehen, verständlich, brachten in ihren Versammlungen dem Kaiser, ja ihrem Direktor ein Hoch aus, sangen: „Heil dir im Sieger-



Kriegsminister von Verdy du Vernois.

kranz“, und scheinen mehr über ihre nächsten Vorgesetzten, die Unterbeamten, zu klagen, wie man auch sonst wohl vom „gnädigen Herrn“, dagegen vom „gestrengen Herrn Verwalter“ spricht. Freilich, wer zunächst mit den Leuten verkehren muß, hat auch nicht immer Vergnügen. Es ist schwer, ja unmöglich, aus der Ferne richtig über diese Verhältnisse zu urteilen. Jedenfalls ist der Beruf der Bergleute mühsam und gefahrvoll, und jede mögliche Verbesserung ihrer Lage muß ihnen gewährt werden. Möge es mit Gottes Hilfe gelingen, die schwere Störung, die schon viele Millionen gekostet hat, so zu überwinden, daß beide Teile bestehen und zufrieden sein können!

Nachdem Kaiser Wilhelm am 18. und 19. Mai die gute Stadt Braunschweig durch seinen Besuch erfreut hatte, empfing er am 21. seinen hohen Verbündeten König Umberto von Italien nebst dem jungen Kronprinzen desselben zu achttägigem Besuch.

Der willkommene Gast war auch schon unterwegs, in der Schweiz z. B. und in Baden, freundlich begrüßt worden, aber was die Hauptstadt des Deutschen Reichs voll Glanz und Begeisterung ihm zu Ehren that, das läßt sich in Kürze gar nicht beschreiben. Das herrlichste Wetter begünstigte alle Festlichkeiten, als hätten die Herrschaften aus dem Süden ihren italienischen Himmel mit hergebracht.

Während dieser Festtage traf auch die Gesandtschaft eines afrikanischen Herrschers, des Sultans Mandara von Moschi am hohen Berge Kilimandscharo, in Berlin ein. Die wackeren Neger überbrachten unserem Kaiser verschiedene Geschenke, darunter einen Elefantenzahn von 118 Pfund, führten (nachdem ihre Kleidung vorher etwas vervollständigt worden) ihre Kriegstänze vor ihm auf und ließen sich die europäische Bewirtung wohlgefallen.

Nun muß der Hinkende noch ein wenig aus den übrigen deutschen Ländern nachtragen.

Bayern gedeiht unter der milden und verständigen

Regier  
Sommi  
zum G  
nicht g  
hatte n  
vor den  
wagens  
Zerstör  
umgefo  
Zustan  
unveräu  
Mutter  
preussis  
Der

seiner  
zu, keh  
nark i  
wo gr  
harrten  
lich 25  
Thron  
tember  
Tag 7  
25 Ja  
Regier  
Stuttg  
gen a  
veranft  
einen  
auch f  
aufgebe  
nen Lo  
und Be  
trinken  
und G  
Vande  
ier (au  
lich zu  
auf den  
Jungfr  
roten  
wetter  
sich nu  
mag.

Aus  
Heimat  
gottlob  
berichte  
neues,  
Zustän  
Beamt  
desglei  
freitung  
erhober  
nan, u  
andere  
groß  
nach S  
von S  
durch d  
Prinz  
2. Zu  
Dochter  
Erbpri  
Geprä  
In  
sein B  
Der S

Regierung des wackeren Prinzen Luitpold zusehends. Im Sommer 1888 fanden zu München große Festlichkeiten zum Gedächtnisse König Ludwigs I. statt. Leider ging's nicht ganz ohne Unfall ab. In den glänzenden Zug hatte man auch einige Elefanten eingereiht; sie scheuten vor dem schnaubenden Ungeheuer eines Straßendampfwagens, rannten wüthend einher und richteten große Verstörungen an, und dabei sind auch Menschen theils umgekommen, theils erheblich verwundet worden. — Der Zustand des geistesunnachteren Königs Otto ist noch unverändert. Am 17. Mai starb seine vielgeprüfte Mutter, Königin Maria von Bayern, von Geburt eine preussische Prinzessin.

Der leidende König von Württemberg brachte mit seiner Gemahlin die raube Jahreszeit wieder im Süden zu, kehrte aber im Frühlinge gestärkt in sein schönes Land zurück, wo großartige Festlichkeiten seiner harrten. Am 25. Juni war es nämlich 25 Jahre, seit König Karl den Thron bestiegen hat, und die Württemberger hatten alle Ursache, diesen Tag festlich zu begehen; denn die 25 Jahre sind als eine gesegnete Regierungszeit zu bezeichnen. Die Stuttgarter, vereint mit Abordnungen aus allen Theilen des Landes, veranstalteten am genannten Tage einen großartigen Fackelzug, und auch sonst wurde natürlich alles aufgeboten, was zu einem rechtschaffenen Landesfeste gehört: Beslagung und Beleuchtung, Festessen und Festtrinken, Reden und Gedichte, Kirchen- und Schulfeiern, Radfahrerei zu Lande und Wettfahren auf dem Wasser (auf dem Neckar nämlich zu Cannstatt, nicht auf dem Keienbach), weiße Jungfrauen mit schwarzen Väandern, Königswetter und alles, was man sich nur Herrliches denken mag.

Aus Baden, der engern Heimat des Hinkenden, ist gottlob! Erfreuliches zu berichten: Es wurde ein neues, den gegenwärtigen Zuständen entsprechendes Beamtengezet geschaffen, desgleichen die Steuerbefreiung des als Hausstrunk bereiteten Weines zum Befehle erhoben. Auch eine neue Lokalbahn, von Zell nach Todtnau, wurde dem Verkehr übergeben; der Bau einiger anderer beschlossen, bezw. in Angriff genommen. Die großherzoglichen Herrschaften reiten im Frühjahr nach Stockholm, wo ihre Tochter, die Frau Kronprinzessin von Schweden und Norwegen, sie und das ganze Land durch die Geburt eines Enkels erfreute. Möge der junge Prinz wachsen und gedeihen! In Karlsruhe fand am 2. Juli die Hochzeit der Prinzessin Marie, einer Tochter des Prinzen Wilhelm von Baden, mit dem Erbprinzen Friedrich von Anhalt unter festlichem Gepränge statt — Glück und Segen dem jungen Paare!

In Sachsen feierten im Juni König Albert und sein Volk das 800jährige Jubiläum des Hauses Wettin. Der Hinkende kann die glänzenden Festlichkeiten nicht

ausführlich schildern, will aber eins noch erwähnen, was ihm als Zeichen der Einigkeit zwischen Haupt und Gliedern im neuen Reich besonders wohlgethan hat. Auch Kaiser Wilhelm II. war zugegen, wofür ihm König Albert beim Festmahl am 18. Juni seinen wärmsten Dank aussprach und ein donnerndes Hoch ausbrachte. Darauf erhob sich der Kaiser, und nachdem er vorausgeschickt, sowohl Pflicht als Herzensbedürfnis hätten ihn hergezogen, erlebte er Gottes Segen für den König und dessen gesamtes Haus.

Auch aus

### Oesterreich-Ungarn

ist, wie sich im Laufe eines langen Jahres nicht anders erwarten läßt, Erfreuliches und Trauriges zu melden. Die Art und Weise, wie unter junger Kaiser die Zügel der Regierung ergriß, sein ganzes Wesen und Auftreten und sein persönliches

Erscheinen in Wien verfehlten in dem uns befreundeten Kaiserstaate ihre Wirkung nicht und trugen zur Befestigung des Bündnisses bei, welches uns zum Schutze des europäischen Friedens mit demselben verbindet. Unserem Beispiele folgend, hat auch Oesterreich seine Wehrkraft erhöht, und zwar um 500 000 Mann. Aber zu unserem Leidwesen wird es mehr und mehr ein Slavenreich; unsere armen deutschen Brüder daselbst, einst ohne Frage der herrschende Stamm, haben in verschiedenen Kronländern, besonders in Böhmen, den übermüthigen Czechen gegenüber jetzt einen schweren Stand. Sie wehren sich freilich ihrer Haut, und wir wollen hoffen, daß die über große Weichheit und Gütmüthigkeit allmählich in zielbewußte Härte umgeschmiedet wird und ihr gutes Recht behauptet. Viel helfen können wir nicht, da wir uns jeder Einmischung in die innern Angelegenheiten unserer lieben Bundesgenossen behutsam enthalten müssen. Nach dem Herrscherhause ist das Heer das stärkste Bindemittel des vielsprachigen Reichs, wenn das alle Völkerschaften doch bedenken und nicht an dieser eisernen Klammer rütteln, sondern wenigstens soviel Deutsch lernen wollten, als der Dienst erfordert! An ihrem Kaiser hängen alle mit treuer Ergebenheit, das haben sie durch die glänzende Jubiläumsfeier am 2. Dezember bewiesen. Da beging nämlich Franz Joseph die vierzigste Wiederkehr des Tages, an welchem er 1848, mitten in den Stürmen des Aufbruchs, nach der Abdankung seines Oheims Ferdinand, den Thron bestieg, erst 18 Jahre alt. Was hat er nicht alles erlebt in dieser langen Zeit! Schlachten gewonnen und verloren, Länder eingebüßt und neue erworben — aber im ganzen konnte er mit Dank und Befriedigung zurückblicken, und mit froher Hoffnung



Die Elefanten rannten wüthend einher und richteten große Verstörungen an.

vornwärts in die Zukunft. Denn selbst noch stark und rüstig, hatte er aus seiner Ehe mit Elisabeth von Bayern einen hochbegabten und vielversprechenden Sohn, den 1858 geborenen Kronprinzen Rudolf. Nicht nur die Augen der Eltern, sondern von ganz Österreich ruhten mit Wohlgefallen auf dem ritterlichen jungen Herrn, der, aufs sorgfältigste für seine hohe Stellung erzogen und vorbereitet, ein guter Soldat, ein wackerer Reiter und Jäger, ein Freund der Wissenschaft und ihrer Vertreter, ja, in seinen Mußestunden selbst ein geachteter Schriftsteller war — das von ihm herausgegebene Sammelwerk „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild“ passte als Aufgabe für den Thronerben so recht. Was durfte man von ihm nicht noch alles erwarten? Aber ein furchtbarer Schicksalsschlag stand nahe bevor und machte allen stolzen Hoffnungen ein jähes Ende.

Am 30. Januar fuhr wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Nachricht in die Welt: „Kronprinz Rudolf ist im Jagdschloßchen Mayerling am Herzschlage gestorben.“ Das war schon schrecklich genug, aber daneben schwirrten alsbald andere dunkle Gerüchte, die immer bestimmtere Gestalt annahmen; das Entsetzliche ließ sich nicht länger verheimlichen: der Unglückselige war gefallen durch eigene Hand. Erst viel später erfuhr man, daß bei seiner Leiche noch eine andere aufgefunden worden sei, die der jungen und schönen Baronin Veresera.

Die Aufregung war groß und allgemein. Weil man die Nachrichten erst allmählich und bruchstückweise vernommen hatte, war der Vermutung und Erdichtung ein weites Feld geboten. So wollte man wissen, der Kronprinz habe sich nicht selbst erschossen, dafür sei die Verletzung des Schädels zu groß, sondern er sei vielmehr durch Mörderhand gefallen. Aber das will dem Hinfenden durchaus nicht einleuchten, sondern viel eher, daß die beiden Liebenden, weil sie doch nie Mann und Frau werden konnten, den uneligen Entschluß gefaßt und auszuführen haben, zusammen in den Tod zu gehen. Der genaue Hergang ist wohl nur einzelnen Eingeweihten bekannt.

Zur Erklärung und Entschuldigung wird unter anderem angeführt, der Kronprinz sei von Jugend auf geistig zu sehr angestrengt worden und habe besonders seit einem verheimlichten Sturz vom Pferde im vorigen November an heftigen Kopfschmerz und großer Reizbarkeit gelitten, auch wiederholt Todesahnungen ausgesprochen. Soviel steht fest: niemand nimmt sich zum Spaß, aus geringfügigen Ursachen das Leben, nicht der ärmste Bettler, geschweige denn der Erbe eines glänzenden Kaiserthrones. Dem graufigen Schritt, der nicht zurück gethan werden kann, gehen fürchterliche Qualen und Kämpfe vorher. So ziemt uns Glücklicheren, die davor bewahrt geblieben sind, am Grabe eines Selbstmörders Zurückhaltung und Milde. Wir wollen gewiß die That nicht gutheißen, die Gott verboten hat, aber wir dürfen Mitleid mit dem Opfer haben, während wir uns zugleich ein warnendes Beispiel an ihm nehmen.

Von nah und fern erhielt Kaiser Franz Joseph Beweise der innigsten Teilnahme. Er verdient unsere Bewunderung durch seine fromme Ergebung und männliche Fassung. Seine Gemahlin ist so tief gebeugt, daß sie sich von dem schweren Schicksalsschlage nur langsam erholt.

Des Kronprinzen Leiche wurde in der Kapuzinergruft zu Wien beigelegt, neben dem Sarge des einst zu Queretaro standrechtlich erschossenen Kaisers Maximilian von Mexiko. Nicht immer wohnt auf den Thronen das Glück! Da Rudolf aus seiner Ehe mit Prinzessin Stephanie von Belgien nur eine Tochter

hinterließ, so geht demaleinst die Krone wahrscheinlich auf einen Bruder oder Neffen Kaiser Franz Josephs über.

Die Ungarn sind heißblütige Kameraden, und auch in ihrem Reichstag geht's zuweilen fetsam zu. Im Februar fanden zu Pest Studentenumruhen statt. Im März soll ein Abgeordneter dem andern vorgeworfen haben, seine Tagegelder seien gepfändet, und der Herr Präsident hat darauf tröstlich bemerkt, das komme oft vor. In einem beim Verlassen des Sitzungssaals entstandenen Wortwechsel rief ein Abgeordneter einem Studenten zu: „Was haben Sie hier zu suchen?“ und der Musikant erwiderte: „Sie haben mit mir nichts zu schaffen, elender Mamelut!“ Darauf gab ihm ein anderer Abgeordneter eine schallende Ohrfeige, bekam sie aber sofort wieder, und der Abgeordnete schloß ihn sogar zur Abwechslung mit einem Revolver an, doch nicht gleich mausetot. Man begreift, daß der Minister Tisza zuweilen einen schweren Stand hat.

### Frankreich

steht noch immer unter dem Zeichen Boulangers, der seine Leute kennt und beständig in Atem zu halten weiß. Dabei kommen ihm verschiedene Umstände zu Hilfe. Der geneigte Leser erinnert sich wohl noch an Wilsons Ordensschacher, der seinem biedern Schwiegervater Grévy den Präsidentenstuhl kostete und überhaupt der Regierung schadete. Daran schloß sich ein neues Argernis an. Der Abgeordnete Ruma Gilly hatte die Stirn, in öffentlicher Volksversammlung zu behaupten: „Im Budgetausschusse sitzen noch 20 Wilsons!“ Das war nun freilich übertrieben und er mußte später demütig zu Kreuz kriechen, aber etwas bleibt bei den größten Verleumdungen gewöhnlich doch haften; der wackere Spießbürger legt den Finger an die Nase und nickt sehr ernsthaft und schlau: „Eyyes is dran!“ So dienten denn auch diese Verhandlungen wieder zum Nachtheile der jetzigen Regierung und zum Nutzen ihres Gegners Boulanger. Ihm hatte auch der Zweikampf mit Floquet in der öffentlichen Meinung nicht sonderlich geschadet, obgleich der „tapfere General“ darin von seinem nicht soldatischen Gegner nicht unerheblich verwundet worden war. Es hatte sich für ihn gleichsam als Generalstab der sogenannte „Nationale Ausschuss“ gebildet, dazu gehörten außer dem alten Rochefort der junge Abgeordnete Laguerre, der verdrehte Senator Naquet, der Advokat Vergoin und der Graf Dillon, von dem man annimmt, daß er Geld zu den boulangistischen Wahlumtrieben hergegeben habe. Gegen Ende des Jahres rief der Krach der Panamagesellschaft große Verluste und mittelbar wieder Verstimmung gegen die Regierung hervor. Der alte unverwundliche Vespès, dem bekanntlich der Suezkanal so schön gelungen ist, will auch die Landenge von Panama durchstechen und so mitten durch Amerika hindurch den Atlantischen mit dem Großen Ocean verbinden. Aber das verschlingt ungeheure Summen; die Anteilhaber, meistens Franzosen, haben schon viel Geld verloren, und auch die ihnen bewilligte Losanleihe wird den völligen Zusammenbruch schwerlich verhindern. Trotz alledem hat Frankreich für sein Heer noch immer Mittel übrig. Das neue Wehrgesetz ist angenommen worden und soll, wenn es erst durchgeführt ist, 3 Millionen Mann unter Waffen bringen können. Wo will's noch hinaus? Ein Staat überbietet immer den andern. Aber wir Deutsche, stets von zwei Seiten bedroht, können nicht mit der Abrüstung beginnen.

In Paris war durch den Tod eines Abgeordneten eine Neuwahl notwendig geworden. Da beschloß Bou-

langer, in und bew strengung dem heftig hat, Sie von 80 0 rung in t Am 1 rüch, wei fassung wurde. Carnot Dasjelbe

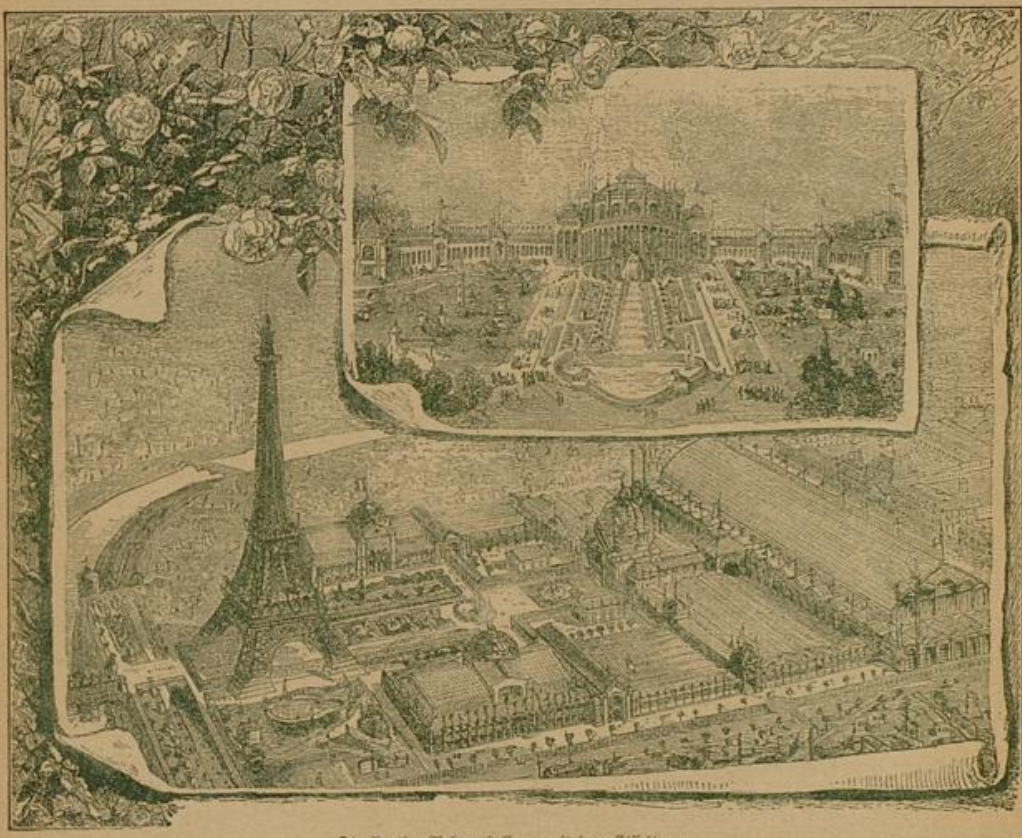


es schritt meist ein Elfaß-tige Ver Ansehen Sie t Erschitt der Ku Leser w Fingerr männer Ausbeu fen und

langer, in der Hauptstadt selbst seine Macht zu zeigen, und bewarb sich um den Sieg. Und trotz aller Anstrengungen seiner Gegner blieb er am 28. Januar in dem heftigsten Wahlkampfe, den Frankreich je gesehen hat, Sieger und zwar mit der erdrückenden Mehrheit von 80 000 Stimmen! Der Schreck und die Verwirrung in den Kreisen der Regierung waren unbeschreiblich.

Am 14. Februar trat das Ministerium Floquet zurück, weil gegen seinen Willen die Revision der Verfassung bis nach den Neuwahlen im Herbst vertagt wurde. Es kostete Zeit und Mühe, ehe der Präsident Carnot das neue Ministerium Tirard fertig brachte. Dasselbe raffte sich zu einem kühnen Entschlusse auf:

zum Besten ihres eigenen Beutels schwindelhaft in die Höhe zu schrauben. Aber siehe da, es kam anders und hieß wieder einmal: Beschließet einen Rat, und es werde nichts daraus. Nicht alle Bergwerke ließen sich auf den sauberen Plan ein; die Kupferhändler hatten noch Vorrat und gingen schonend damit um; wie gewöhnlich, zogen die reichen Gründer des Erpressungsunternehmens sich beizeiten ohne Schaden zurück; der schwere Verlust drohte wieder den Kleinern Leuten, und der Vorsteher einer stark beteiligten Bank jagte sich in der Verzweiflung eine Kugel durch den Kopf. Da griff denn die Regierung ein und hielt den drohenden Bankrott durch große Opfer noch einmal auf.



Die Pariser Weltausstellung mit dem Eiffelturm.

es schritt gegen die Patriotenliga ein, deren Mitglieder meist eifrige Anhänger Boulangers sind und durch ihn Elsaß-Lothringen wieder zu erobern hoffen. Dies mutige Verfahren gab der Regierung wieder ein gewisses Ansehen.

Sie konnt' es brauchen, denn schon versetzte eine neue Erschütterung das Land in Aufregung. Daran war der Kupferring schuld. Das ist, muß der geneigte Leser wissen, nicht etwa ein zaubermächtiger kupferner Fingerring, sondern eine Vereinigung schlauer Geldmänner, an deren Spitze Rothschild stand, um die Ausbeute sämtlicher Kupfergruben der Welt anzukaufeu und dann den Preis des unentbehrlichen Metalls

Am 1. April verduftete plötzlich Held Boulanger mit seinen Hauptgetreuen aus Paris, und das soll so zugegangen sein: Ein listiger Minister habe einen Beamten rufen lassen, den er als einen geheimen Anhänger Boulangers kannte, und ihm gesagt: „Besorgen Sie mir sechs ganz zuverlässige Leute, Kerls, die vor nichts zurückschrecken; ich will dem tapfern General zu Leibe!“ — Der Beamte habe zuerst gezaudert und Einwendungen zu machen gewagt, dann zwar gehorcht, aber Boulanger natürlich zeitig gewarnt, der sich dann richtig ins Bodshorn habe jagen lassen und vor einer gar nicht ernst gemeinten Drohung davongelaufen sei. So erzählt man, aber der Sinkende glaubt's nicht recht. Er

heiliglich  
s über.  
d auch  
Im  
worten  
Prä-  
st vor.  
stunde-  
identen  
Kufen-  
schaffen,  
er Ab-  
e sofort  
wechse-  
aufsetot.  
t einen

es, der  
halten  
nde zu  
noch an  
wieger-  
erhaupt  
neues  
atte die  
behaup-  
tions!“  
später  
bei den  
n; der  
ie und  
!“ So  
r zum  
n ihres  
eikampf  
sonder-  
darin  
rheblich  
gleich-  
sichuf“  
ort der  
Senator  
Dillon,  
ulangi-  
n Ende  
t große  
gen die  
Vessels,  
gen ist,  
en und  
gen mit  
schlingt  
Fran-  
uch die  
immen-  
Frank-  
Das  
I, wenn  
unter  
s? Ein  
deutsche,  
mit der  
ordneten  
Bou-

hält den General für gescheiter und deshalb gefährlicher, als derselbe oft dargestellt wird. Entweder war Boulanger durch die Untersuchung in Sachen der Patrioteliga so bloßgestellt, daß er wirklich verhaftet zu werden fürchten mußte, oder er glaubt überhaupt seiner Sache am besten durch eine zeitweilige Entfernung zu dienen. Von Brüssel, wohin er sich zunächst begeben hatte, ging er nach London und verkündete zuversichtlich, daß die Neuwahlen im Herbst die jetzige Regierung wegsagen und ihn im Triumph nach Frankreich zurückführen werden.

Nun, einstweilen war die Regierung ihn los und konnte sich ungestört mit der großen Weltausstellung beschäftigen, durch welche das Andenken der genau vor 100 Jahren begonnenen Revolution gefeiert werden sollte. Diese, die ganze Weltlage umgestaltende Revolution wird auf den 5. Mai 1789 datiert, weil an diesem Tage die Stände des Reichs (300 Adelige, 300 Geistliche, 600 Bürgerliche) zusammentraten, die dann als Nationalversammlung jene Gesetze schuf, die mit der alten Zeit vollständig brachen und in den meisten Staaten die Grundlage der heutigen Gesetzgebung sind. Der Hauptfesttag der Jubelfeier ist jedoch nicht der 5. Mai, sondern der 14. Juli. Am 14. Juli 1789 wurde die Bastille erstürmt, die Festung von Paris, welche als Staatsgefängnis diente. An diesem Tage floß zum erstenmale Blut, und von da ab wurde der Kampf nicht mehr bloß mit geistigen Waffen geführt, sondern es stand sich Gewalt gegen Gewalt gegenüber. Am 5. Mai 1889 begab sich Präsident Carnot zum Beginn der Festlichkeiten nach Versailles, in einem prächtigen, mit vier Pferden nebeneinander bespannten Wagen. Er kennt die Franzosen; das gefiel ihnen. Unterwegs wurde von einem gewissen Herrn ein blinder Schuß auf ihn abgefeuert, und das erhöhte ebenfalls seine Volkstümlichkeit. Auch die eigentliche Eröffnung der Ausstellung am folgenden Tage verlief glänzend, obgleich die meisten fremden Botschafter sich fernhielten. Die Pariser hoffen auf zahlreichen Besuch und großen Gewinn.

Das Hauptwunder ist der lustige, aus lauter Eisen erbaute Riesenturm, 300 Meter hoch und also die höchsten übrigen Bauwerke der ganzen Erde bedeutend überragend, nach seinem Schöpfer der Eiffelturm genannt. Er soll zu gleicher Zeit 10 000 Menschen beherbergen können und bleibt, man mag sagen, was man will, eine höchst achtungswürdige Leistung.

Das Verhältnis der Franzosen zu uns hat sich noch nicht gebessert, und ihre Liebedienerei den Russen gegenüber dauert fort. — Im April starb zu Paris der Chemiker Chevreul, 104 Jahre alt. Was hat der nicht alles erlebt und überlebt! Ein anderer Franzose, der auch viel erlebt hat, wenn auch nicht gerade viel Angenehmes, starb am 23. September 1888 zu Madrid: Bazaine. — In

### Rußland

wurde die gereizte Stimmung gegen uns etwas freundlicher seit dem Besuche unseres jungen Kaisers. Auch die Geldverhältnisse besserten sich ein wenig, die Ernte war gut, Handel und Wandel nahmen wieder einen Aufschwung, auch kam endlich eine Anleihe zustande. Im Herbst wohnte Kaiser Alexander III. großen Truppenübungen bei und besuchte dann den Kaukasus. Auf der Rückreise nach Petersburg fand am 29. Oktober in der Nähe von Borki, einer Haltestelle der Kurst-Armer Bahn, ein großes Unglück statt. Der kaiserliche Zug entgleiste; mindestens 19 Personen wurden getötet

und noch mehr verwundet; der Speisewagen, in dem sich der Kaiser mit Familie und Gefolge gerade beim Frühstück befand, blieb zwar auf dem Bahndamme, wurde aber furchtbar zugerichtet, die Unterlage samt den Kädern herausgeschlagen, die Wände eingedrückt; das Dach fiel auf die Speisenden, mehrere erlitten Verletzungen, aber erfreulicherweise blieb der Kaiser mit seiner Familie unverletzt. Er benahm sich musterhaft, stieg trotz Regen und Schlüpfrieglheit des Bodens mehrmals die Böschung hinab zu den Toten und Verwundeten, ordnete alles Nötige an und verließ die Stätte nicht eher, bis der letzte Verwundete in dem herbeigeholten Hilfszuge untergebracht war. Durch dies würdige und menschenfreundliche Benehmen gewann er nebst seiner edlen Gemahlin im ganzen Reiche ungeheurer an Volkstümlichkeit; seit der „wunderbaren“ Errettung gilt er den Russen erst recht als der Gesalbte des Herrn, zu großen Dingen ausersehen. Er scheint überhaupt, als Mensch und Herrscher, ein ehrenhafter, verständiger, für seine Russen guter Herr zu sein. Möge Gott ihm weise Gedanken der Milde und des Friedens ins Herz geben! Nicht ein Verbrechen, wie man anfangs vermutete, sondern der schlechte Zustand der Bahn war die Ursache des Unglücks. Der Verkehrsminister Possiet mußte abtreten.

Unsern deutschen Brüdern in den Ostprovinzen geht es durchaus nicht gut. Mit Härte und Willkür wird ihre Sprache zurückgedrängt, sogar ihre Religion bedroht. Deutsche Schulen werden geschlossen, deutsche Prediger und Lehrer abgesetzt oder gar „verschickt“. Es ist ein Jammer.

Zu einem Bündnisse mit dem republikanischen Frankreich hat sich Rußland noch nicht entschließen können. Allein es rüstet sich immerfort und häuft in der Nähe der preussisch-österreichischen Grenze immer größere Truppenmassen an. So kann es jederzeit ein gewaltiges Wort mitsprechen, wenn einmal der Tanz auf der Balkanhalbinsel losgeht. Eintweilen läßt es dort im geheimen lustig weiter wühlen, in Serbien, Bulgarien und Rumänien, und leider nicht ohne Erfolg.

Wählen derweil in Rußland selbst die Nihilisten immer weiter? Jüngst soll der Czars auf seinem Arbeitstische wieder einen Drohbrief gefunden haben und infolge dessen als verdächtig nicht nur ein Diener, sondern auch eine Anzahl Offiziere verhaftet worden sein. Etwas Bestimmtes darüber dringt schwerlich in die Öffentlichkeit, aber soviel steht fest: am Riesenkürbis nagt ein Wurm. — In den

### Niederlanden

siechte der greise König Wilhelm III., der letzte seines Stammes, an einem qualvollen Nervenleiden langsam dahin, das ihn oft an der Erledigung der laufenden Regierungsgeschäfte behinderte und im Frühling nach dem Urteil seiner Ärzte ganz unfähig dazu machte. Die bedachtamen Dynheers hatten auch diesen Fall vorausgesehen. In aller Ruhe und Ordnung trat eine aus den vornehmsten Herren gebildete Regentschaft zusammen, um nach vier Wochen der Königin Emma als Regentin Platz zu machen, bis Prinzess Wilhelmine, ihr und des letzten Damiens Tochterlein, großjährig und Erbin der Krone ihres Vaters geworden sei. Aber derselbe war zugleich Großherzog von Luxemburg, und das erbte sie nicht, sondern es fiel bei seinem Tode an die deutsche Linie der Damiere, zunächst vertreten durch Herzog Adolf von Nassau. Dieser folgte alsbald dem Rufe der Pflicht, erließ am 6. April eine Botschaft an die Luxemburger Kammer und traf darauf selbst zur Über-

nahme de großer W als er f burger lo singen me größten I und. Si halb weni noch hüg

„Gin“ je werden“. ihre Abst dauerndw im Blut; gehalten, zu weich. tum war des hoher siehe da! gründlich daraus: E noch Ode Löwe wa und ich hie was geich Hauptan auch dem ebenjo hö Silse als abziehen. einstweile ander in

sind noch sie auch werden. Reichen. 5 1/2 Mill Wahlbere hinlängli Arbeiter, losen Be entgleiste Brücke st Am 29. Postschiff wurde; d extrankten wurde g wieder M gönnt ih ihm dabe fragte ei für ein l malheur ein Veisy Vetter P dent; w das wär

blickt im Ford Sa Maß. C langham



nahme der Regentschaft im Lande ein. Er wurde mit großer Begeisterung empfangen, die sich noch steigerte, als er französisch sprach. Denn die biedern Luxemburger lassen sich leider von einer Handvoll Französlingen mehr als billig gängeln, obgleich sie zum weitans größten Teile ferndeutsch und mit uns im Zollvereine sind. Sie brauchen keine Soldaten zu halten und deshalb wenig Steuern zu zahlen; so kann man's ihnen noch hingehen lassen, daß sie singen:

„Mer welle bleiwe, wat mer sin,  
„Mer welle jo kei Preise gin.“

„Gin“ soll „geben“ heißen und bedeutet soviel als „werden“. Aber daß sie so wenig auf ihr Volkstum, ihre Abstammung halten, bleibt doch kläglich und bedauerenswert. Der Fehler steckt freilich vielen Deutschen im Blut; wie das edle Gold, gegen die andern Metalle gehalten, sind auch wir andern Nationen gegenüber oft zu weich. Genug, im Königreich und im Großherzogtum war somit alles aufs beste geordnet, und der Tod des hohen Kranken wurde in Bälde erwartet. Aber siehe da! Die Herren Ärzte hatten sich noch einmal gründlich geirrt — der Hinkende zieht die tröstliche Lehre daraus: Man soll keinen Menschen aufgeben, so lange noch Obem in ihm ist. Dum spiro, spero! Der alte Löwe ward gegen Ende des Monats wieder munter, und ich hätte nicht dabei sein mögen, als er zuerst erfuhr, was geschehen war. Sofort übernahm er nicht nur im Hauptlande die Regierung wieder, sondern antwortete auch dem Herzog Wolf auf einen höflichen Glückwunsch ebenso höflich als entschieden, daß er auf seine fernere Hilfe als Regent verzichte. So mußte der Herzog wieder abziehen. Aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben, und einstweilen haben Volk und zukünftiger Herrscher einander in freundlich schöner Weise kennen gelernt. — In

### Belgien

sind noch immer die Schwarzen am Ruder, aber sollten sie auch einmal wieder von den Freisinnigen abgelöst werden, eigentlich herrscht stets nur Eine Partei: die Reichen. Denn das Königreich hat zwar mehr als 5 1/2 Millionen Einwohner, darunter aber nur 125 000 Wahlberechtigte! Weder für die Volksbildung wird hinlänglich gesorgt, noch für das Wohl der zahlreichen Arbeiter, welche sich deshalb um so leichter von gewissenlosen Verführern aufwiegeln lassen. Am 3. Februar entgleiste ein Zug vor Brüssel bei Groenendal; eine Brücke stürzte ein und 60 Personen kamen ums Leben. Am 29. März stieß zwischen Ostende und Dover ein Postschiff aufs andere, das wie Butter zer schnitten wurde; der Kessel barst und der Kapitän und 14 Mann ertranken. Prinz Jérôme Napoleon oder Plonplon wurde gerettet. Auf der Rückreise hätte er beinahe wieder Unglück gehabt, aber es ging nochmals gut. Das gönnt ihm der Hinkende natürlich von Herzen, wenn ihm dabei auch ein altes Späßchen einfällt. „Papa,“ fragte eines Tags der kleine wißbegierige Lulu, „was für ein Unterschied ist eigentlich zwischen accident und malheur?“ — „Das erklär' ich dir am besten durch ein Beispiel,“ antwortete Napoleon III. lächelnd. „Wenn Vetter Plonplon ins Wasser fiel, das wär' ein accident; wenn ihn dann aber jemand lebend herauszöge, das wär' ein malheur.“

### England

blickt im ganzen auf ein recht günstiges Jahr zurück. Lord Salisbury lenkt das alte stolze Schiff mit weisem Maß. Sogar in Irland scheinen sich die Zustände langsam zu bessern; Großgrundbesitzer werden ausge-

kauft und kleine Leute durch Vorschüsse in den Stand gesetzt, sich ein mäßiges Eigentum zu erwerben. Auch nach außen hin hatten die Briten Glück; sie siegten in Afrika und an der Nordwestgrenze Indiens und breiteten in Persien ihren Einfluß zum Arger der Russen aus. Im Herbst wurde London durch eine ganze Reihe gräßlicher Frauenmorde in Aufregung verlegt; Jaq, der Aufschlitzer, verstand es, sich in ein undurchdringliches Geheimnis zu hüllen. Ob Lord Wolseley einen Blick in den Hinkenden von 1888 geworfen hat? Jedenfalls empfahl auch er in einer am 26. Januar zu Birmingham gehaltenen Rede dringend die allgemeine Wehrpflicht. Einstweilen hat das Parlament viele Millionen Pfund Sterling zur Verstärkung der Flotte bewilligt. Das ist uns erwünscht und erhöht die Friedenszuversicht, obgleich England dem Friedensbunde Deutschland-Österreich-Italien sich nicht förmlich angeschlossen hat. Unsern Kolonialbestrebungen gegenüber verhält sich die englische Regierung scheinbar wohlwollend, was aber nicht wegnimmt, daß einzelne ihrer Beamten und Unterthanen uns Knüttel zwischen die Beine werfen, ja uns womöglich aus den besten Stellungen hinauszüßern suchen. Da hilft nichts anderes als kaltblütige Zähigkeit und Geduld. — Die

### Schweiz

mußte gegen die übermütigen Schwarzen im Kanton Tessin vorgehen, und ebenso gegen saubere Gäste in Zürich. Dort beschäftigten sich ausländische Studenten, hauptsächlich junge Russen, mit der Anfertigung von Sprengbomben, die schwerlich zu guten Zwecken bestimmt waren, für sie selbst aber zu früh losgingen. Infolge der Untersuchung wurde eine Anzahl Fremder ausgewiesen. Im „Falle Wohlgenuth“ haben sich die lieben Nachbarn gar nicht freundlich gegen uns erwiesen. Ein deutscher Polizeibeamter in Mülhausen wollte sich über die Untriebe deutscher Flüchtlinge und Umstürzler in der Schweiz unterrichten und knüpfte zu diesem Behufe mit einem gewissen Lutz Unterhandlungen an. Im brieflichen Verkehr mit diesem Halunkun mag er nicht vorsichtig genug gewesen sein, wie er denn auch schließlich in eine ihm gestellte Falle ging. Nämlich, zu einer mündlichen Besprechung über die Grenze gelodt, wurde er, kaum angelangt, auf dem Bahnhöfe selbst als „Kochspizel“ verhaftet, tagelang gefangen gehalten und dann des Landes verwiesen. Die Verhandlungen über diese unerhörte Behandlung eines Beamten einer befreundeten Macht führten zu keinem Ziele, und Bismarck brach sie schließlich ab, sich weiteres vorbehaltend. Doch hoffentlich werden die guten Beziehungen der beiden stammverwandten Völker durch das ärgerliche Vorkommnis nicht nachhaltig getrübt; diesen Wunsch soll auch Kaiser Wilhelm II. in versöhnlicher Weise bei seiner jüngsten Anwesenheit in Süddeutschland ausgesprochen haben. Der Hinkende glaubt aus dem Sinne der verständigsten Eidgenossen zu sprechen, wenn er folgendes als erstrebenswert hinstellt: Stärkung der Bundesgewalt den eigenmächtigen Kantönligelüsten gegenüber, Gastlichkeit gegen harmlose Fremdlinge und Strenge gegen verbrecherische Umstürzler.

### Italien

fährt mit Geschick und Glück fort, die einzelnen Teile des jungen Königreichs fester aneinanderzuschließen, den Ansprüchen des Papstes entgegenzutreten und sich in Ostafrika zu behaupten. Wenn nur die leidige Geldfrage nicht wäre! Sie macht manchem Bürger und manchem Staatsmann Kopfbrechen. Das Ministerium

in dem  
de beim  
adamme,  
ge samt  
gedrückt;  
ten Ver  
asser mit  
sterhaft,  
is mehr  
Bervunne  
e Stätte  
herbeige  
würdige  
er nebst  
heuer an  
ung gilt  
s Herrn,  
verhaupt,  
ständig,  
bott ihm  
us Herz  
ermutete,  
Ursache  
ußte ab  
  
rovinz  
Willkür  
Religion  
deutsche  
ti“. Es  
  
a Frank  
können.  
der Nähe  
größere  
wältiges  
Volltan  
geheimen  
und Nu  
  
Nihilisten  
nem Ar  
ben und  
sondern  
Etwas  
ffentlich  
nagt ein  
  
te seines  
langsam  
aufenden  
ing nach  
chte. Die  
voraus  
eine ans  
stammen,  
Regentin  
und des  
berin der  
elbe war  
erbt sie  
deutsche  
Herzog  
im Rufe  
ft an die  
ur Über-



Erüpi kam ins Schwanken; die meisten Mitglieder traten ab; der thatkräftige Leiter selbst aber blieb, und das ist gut. In Rom brachen im Februar Unruhen beschäftigungsloser Arbeiter aus, wobei die Fenster glänzender Kaufläden zertrümmert und hin und wieder auch ein wenig geplündert wurde. Daß aber noch Geld und Lebenslust genug in dem schönen Lande ist, das hat sich bei andern Gelegenheiten und auch bei der frühlichen Romfahrt des Kölner Männergesangsvereins gezeigt. Einem Mitgliede desselben gab seine besorgte Gattin folgende gute Lehren mit auf den Weg: „Fall mir zu Venedig nicht ins Wasser, und zu Pisa nicht vom schiefen Turme. Geh nicht zu dicht an den Krater des Vesuv, und wenn er zu speien anfängt, so bück dich. Sieh den Lazzaroni ein Opfer, daß sie dich nicht mit Messern stechen. Wenn du in Rom schöne Mädchen mit schwarzen Haaren und Augen siehst, so drück dich! Grüß mir den König Humbert und sag ihm, ich hätte seinen Unterthanen, den Orgeldiebern und Affenters, auch schon manch Zweifelnigstück gegeben.“

Nun, Spaß muß sein. König Humbert hat sich denn auch nicht lumpen lassen, sondern den Vorstehern des wackern Vereins sogar Orden verliehen. In Abessinien, wo die Italiener im August eine kleine Schlappe erlitten, geht's ihnen jetzt umso besser. Der Negus (König) Johannes ist im Kampfe gegen die Derwische gefallen, und der frühere Unterkönig Menelik von Schoa, der sich wohl der Herrschaft bemächtigen wird, scheint sich freundlich zu den Fremden zu stellen.

**Aus dem Südosten**

unseres Erdteils ist wenig zu berichten, gottlob! Der Sultan hat im Mai durch eine besondere Gesandtschaft unserem Kaiser und unserer Kaiserin hohe Orden überreichen lassen, die von Diamanten strahlen — ganz abgebrannt ist der „krante Mann“ noch nicht. — Der König von Griechenland hat, gerade wie sein Herr Vater in Dänemark, sein 25jähriges Regierungsjubiläum gefeiert. Aber daß er darauf zugunsten seines Sohnes habe abdanken wollen, war eine müßige Erfindung; dazu ist die süße Gewohnheit des Herrschens zu mächtig; vergleiche König Wilhelm III. der Niederlande. Und doch, es kommt hin und wieder auch ein Fall von Thronentsagung vor: König Milan von Serbien hat die Krone seinem erst zwölfjährigen Söhnlein Alexander überlassen, für den einstweilen eine Regentschaft die Geschäfte besorgt, und sich selbst ins Ausland begeben. Aber nun wird wohl bald seine von ihm geschiedene Gemahlin Natalie aus Jalta in Südrußland nach Belgrad zurückkehren und den russischen Einfluß verstärken, der



König Alexander von Serbien.



Präsident Harrison.

auch in Rumänien noch viel zu mächtig ist. Der kinderlose König Karl hat seinen zum Thronfolger bestimmten Neffen, einen Prinzen von Hohenzollern, nach Bukarest kommen lassen, damit er Land und Leute kennen lerne. Unsere besten Wünsche begleiten das junge edle Blut. — In Bulgarien hält sich Ferdinand noch immer

auf seinem unsichern Thron und läßt sich's wenig anfechten, daß die Großmächte ihn nicht anerkennen und ein böser Kalender vom vorigen Jahr ihm eine lange Nase angedichtet hat. Er hat neulich sogar eine Anzahl Räuber fangen und hinrichten lassen und den Bau einer Eisenbahn beschlossen. — All diese Staaten sind bekanntlich der armen Türkei nach und nach gleichsam aus dem lebendigen Leibe herausgeschneitten worden. Sie waren also bis dahin nach dem vielleicht übertriebenen Ausdruck der Türkenreffer hart, despotisch, grausam, jedenfalls aber ohne das Herrbild einer Volksvertretung regiert worden. Ein schroffer Übergang thut selten gut. Nach der Meinung des Sinkenden würden sie alle weit besser fahren, wenn die Herrscher an ihrer Spitze nicht nur wohlwollend, aufgeklärt und thatkräftig, sondern noch für eine geraume Zeit auch unumschränkt

wären. Aber das hätte gewissen guten Freunden schlecht gepaßt. Während das große Rußland selbst sich noch ohne Volksvertretung behilft, wurde jedes der früheren Türkenländer alsbald mit einer recht freien Verfassung beglückt; das giebt unfehlbar Parteien und innere Streitigkeiten, da kann man im trüben fischen. Geschehenes der Art läßt sich schwerlich ändern. Wir wollen hoffen, daß die berauschende Freiheit nicht nur ihr Gegengift, sondern sogar wirkliche Heilkräft mit sich führt, daß die jungen Völker überraschend schnell in den ihnen noch zu weiten Noth hineinwachsen und verständig vor allen Dingen ihre Unabhängigkeit zu wahren suchen. Dann können sie vielleicht noch einmal zu den falschen Brüdern sagen: „Ihr gedachtet es böse zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen.“

**In Nordamerika**

wurde im Oktober Harrison zum neuen Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt und am 4. März in sein hohes Amt eingeführt. Im April wurde mit großer Pracht und Herrlichkeit die hundertste Wiederkehr des Tages gefeiert, an welchem einst der edle George Washington sein Amt als erster Präsident antrat. Damals waren die Amerikaner vergleichungsweise noch ein kleines schwaches Häuflein, jetzt bilden sie die mächtigste Republik der Welt und können mit Stolz auf diese hundert Jahre zurückblicken. Besser: mit frommem Danke, denn es ist leicht wachsen, wenn man in solchen Boden gepflanzt ist. Gott bewahre die Dankes vor Übermut und Ungerechtigkeit!

Gräßli  
1889 über  
im Thal  
Hestige  
und in d  
an und  
befindliche  
derselbe d  
er 7 km  
wohl 30  
unten 24  
masse, die  
diente an  
später w  
stand erb  
Der D  
am 30. v  
fürchten.  
sandi, w  
begannen  
der Dam  
wählte fü  
Städte u  
eine Eise  
geschwom  
quer über  
zurückzie  
Es sollt  
sicheres  
Trümme  
Brüde f  
mehr al  
sehen, di  
lebend i  
selben  
brannten  
dabei na  
denken.  
Auf G  
zelner  
will sich  
nicht ei  
herzbrech  
man sie  
hat. Die  
gekommte  
Berichte  
Eigentum  
macht m  
für das  
das läßt  
Völker  
taufend  
werden  
Inselreie  
Seitdem  
mit Em  
Fortsehr  
haltbare  
Neueru  
allein d  
immer l  
zumache  
bruar se  
war h  
Ministe  
von Eng

Gräßliches Unglück brachte der letzte Tag des Mai 1889 über die Stadt Johnstown und sieben andere Städte im Thale des Conemaugh im Staat Pennsylvania. Heftige Regengüsse am Himmelfahrtsfeste (30. Mai) und in der darauffolgenden Nacht schwellten den Fluß an und füllten namentlich einen hoch in den Bergen befindlichen Wasserbehälter. Ursprünglich ein See, wurde derselbe durch Kunstbauten bedeutend vergrößert, so daß er 7 km lang, 2 km breit und an manchen Stellen wohl 30 m tief war. Ein 30 m hoher, oben 6 m, unten 24 m breiter Damm sollte die ungeheure Wassermasse, die der Behälter fasste, zurückhalten. Das Wasser diente anfangs zur Speisung des Pennsylvania-Kanals; später wurde der See nur noch der Fischerei wegen in stand erhalten.

Der Damm sah schon längere Zeit her bedenklich aus; am 30. und 31. Mai aber war das Schlimmste zu befürchten. Es wurden Warnungen nach Johnstown geschickt, worauf die Einwohner die Stadt zu verlassen begannen. Am 31. Mai um 5 Uhr nachmittags brach der Damm. Eine reisende, 12 m hohe Wassermasse wälzte sich durch das Thal und die Ebene und setzte Städte und Dörfer weg. Unglücklicherweise widerstand eine Eisenbahnbrücke dem Anprall der Fluten: die herangeschwommenen Trümmer stauten sich auf und bildeten quer über das Thal einen hohen Damm, der das Wasser zurückhielt und somit nach oben die Gefahr vergrößerte. Es sollte noch Schrecklicheres kommen. Die Trümmermasse an der Brücke fing Feuer, und mehr als 1500 Menschen, die sich tot oder lebend in und auf derselben befanden, verbrannten. An Hilfe war dabei natürlich nicht zu denken.

Auf Schilderung einzelner Schreckensszenen will sich der Hinfende nicht einlassen; es ist herabbrechend genug, wenn man sie einmal gelesen hat. Die Zahl der Umgekommenen wird auf 15000 angegeben; ja, manche Berichte sprechen sogar von 25000. Der Schaden an Eigentum wird auf 50 Millionen Dollars geschätzt, macht nach unserem Gelde über 200 Millionen Mark. Für das reiche Amerika ist übrigens das das geringste, das läßt sich ersehen; aber 15000 Menschenleben —!

Völker haben ein langes Leben und können nach tausend Jahren mit Gottes Hilfe plötzlich wieder jung werden wie ein Adler, das sieht man an dem fernem Inselreiche

### Japan.

Seitdem seine hochbegabten Bewohner in regem Verkehr mit Europa und Amerika stehen, haben sie ungeahnte Fortschritte gemacht, entschlossen mit veralteten und unhaltbaren Zuständen aufgeräumt und tiefeingreifende Reformen eingeführt. Sie lassen sich nicht dünken, allein die Weisheit gepachtet zu haben, sondern sind immer bereit zu lernen und das als gut Erkannte nachzumachen. So hat der Mikado oder König am 11. Februar seinem Volke sogar eine Verfassung gegeben und zwar hauptsächlich nach preussischem Muster. Sein Minister Graf Ito hatte in Europa die Verfassungen von England, Deutschland, Oesterreich und Italien genau

studiert. Die japanische Volksvertretung besteht fortan aus einem Herrenhaus, dessen Mitglieder teils erblich diese Würde inne haben, teils gewählt, teils vom Mikado ernannt werden, und aus einem Unterhaus von 300 Mitgliedern. Stimmfähig ist jeder Japaner, der 25 Jahre alt ist und jährlich 25 Dollars Steuern zahlt. Auch unsere Gemeindeverwaltung wollen die strebsamen Inselaner genauer kennen lernen; zu diesem Zwecke kam im April Herr Yamagata nach Berlin. Gut ab vor diesem besonnenen und zielbewußten Volke.

### Persien.

Der Schah von Persien hat im Frühlinge mit zahlreichem Gefolge wieder einmal eine große Reise angetreten, die ihn an die bedeutendsten Fürstenhöfe Europas führen soll. Nicht alle Herrschaften, die er durch seinen hohen Besuch zu beglücken gedenkt, sind sehr erbaut davon. Königin Viktoria, so heißt es, habe nur mit Widerstreben befohlen, den prächtigen Buckingham-Palast für den orientalischen Gast herzurichten. Denn die edlen Perser sollen einige Angewohnheiten haben, die mit unsern Begriffen von Anstand und Reinlichkeit nicht ganz stimmen: z. B. in den glänzenden Prunkgemächern Hämmer



Der Schah von Persien hat im Frühlinge mit zahlreichem Gefolge wieder einmal eine große Reise angetreten.

schlachten, in den Ecken und Winkeln und an den kostbaren Tapeten Spuren zurücklassen, die prächtigen Vorhänge als Wischlappen benutzen, und dergleichen mehr, so daß nach ihrem frühern Besuche die Königin von England allein für Reinigung und Instandsetzung des Palastes 1200 Pfund oder 24000 Mark habe aufwenden müssen. Auch unserem guten Kaiser Wilhelm ist es damals nicht viel besser ergangen. Als der Schlossverwalter nach dem Abzuge der Fremdlinge ihm händeringend den greu-

lichen Zustand der Gastzimmer schilderte, soll der freundliche Herr ihn lächelnd also getröstet haben: „Lass gut sein. Wenn ich nach Persien komme, kann ich mich ja revanchieren!“ — Nun, hoffentlich hat Seine persische Majestät seitdem Manieren gelernt. Daß er sich in Europa gründlich umsehen will, spricht eigentlich für ihn, und wenn die Reiseindrücke seinem armen Volke zugut kommen, so liegt an ein paar verdorbenen Teppichen nichts.

— Der Druck des Kalenders soll beginnen; der kleine Sesslererling wartet ungeduldig auf die Handschrift; der Hinfende ist müd und weiß nimmer viel. So wischt er denn aufatmend seine Feder aus und wünscht den gereinigten Lesern zu allem, was er ihnen nach Vermögen aufgetischt hat: „Wohl bekomme's!“, dem ganzen Vaterlande aber Friede und Segen.

Will's Gott, auf frohes Wiedersehen im nächsten Jahre!